Neueste

Bibliothek der Unterhaltung.

Eine Sammlung

der

interessantesten Novellen, Erzählungen, Criminal-Geschichten, biographischen Skizzen, Charakterzügen, Anekdoten 2c. der berühmtesten Dichter des Inn- und Auslandes.

Herausgegeben

von

G. v. Krämer,

k. b. ersten Hof- und Staats-Bibliothek-Sekretair.

Drittes Bändchen.

Augsburg,

im Verlag der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung.

1831.

172. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erzählungen

und

Novellen

von

G. v. Krämer.
k. b. ersten Hof- und Staats-Bibliothek-Sekretär

Erster Band.

Augsburg,
im Verlag der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung.
1831.

Inhalt.

Seite

I. Der letzte Tag eines Verurtheilten von Viktor Hugo . . . 1

II. Das erste und das letzte Opfer. Ein amerikanisches Schaudergemälde. Aus dem Englischen von Dr. Rüding . 52

III. Der Landstreicher. Eine Erzählung von Krämer 72

IV. Die unglückliche Mahlzeit. Aus Blockwoods Magazine 80

V. Aus dem Tagebuch eines englischen Lords auf dem Wiener-Congreß. 100

Seite

VI. Eine Scene am Hofe Karls IX. 110
VII. Bilder aus dem Jahr 1572.
Aus dem Französischen 127
Die Reitres 127
Die jungen Herren am Hofe . 150
Die Jagd. 166
Der Raffinirte auf dem Prè aux Clercs. 178
La Noue 189
Der Ausfall 196
Das Hospital. 204
VIII. Eine Seeräuber-Scene. . . 217
Anekdoten 228

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der
letzte Tag eines Verurtheilten
von Biktor Hugo.

Seit drei Tagen war mein Prozeß eingeleitet; seit drei Tagen zog mein Name und mein Verbrechen eine Menge von Zuschauern herbei, die auf den Bänken im Gerichtssaale sich niederließen, wie Raben um ein Aas; seit drei Tagen schwebten Richter, Zeugen, Advokaten, königliche Prokuratoren wie Gespenster an mir vorüber, bald frazzenhaft, bald blutig, aber immer drohend und düster. Die zwei ersten Nächte hatte ich vor Unruhe und Angst nicht schlafen können, in der dritten war ich endlich aus Langerweile und

Müdigkeit eingeschlafen. Um Mitternacht hatte ich die Geschwornen bei der Berathung gelassen. Ich war in den Kerker auf das Stroh zurückgebracht worden und alsbald in tiefen Schlaf, den Schlaf der Vergessenheit, verfallen. Noch lag ich im tiefen Schlummer, da weckte man mich. Dießmal war der schwere Tritt des Stockknechts, seine beschlagenen Schuhe, das Rasseln seines Schlüsselbundes, das dumpfe Rauschen der Riegel nicht laut genug; seine rauhe Stimme mußte mein Ohr treffen, seine rohe Hand sich auf meinen Arm legen, sollte ich mich meiner Betäubung entreißen. „So steht doch auf!" rief er. Ich öffnete die Augen, und kleidete mich an. In diesem Augenblick sah ich durch das enge, hohe Fenster meiner Zelle an der Decke des anstoßenden Gangs, und einen andern Himmel konnte ich ja nicht sehen, jenes gelbliche Streif-Licht, an dem ein an das Kerkerdunkel gewöhntes Auge so gut die Sonne erkennt. Ich habe die Sonne so lieb! — „Es ist schönes Wetter," sagte ich zum Stockknecht. Er antwortete mir erst nicht, als sey er im Zweifel, ob es sich der Mühe verlohne, ein Wort zu verschwenden; dann murmelte er gezwungen und barsch: „möglich." Ich rührte mich nicht, in halbem Bewußtseyn, mit lächelndem Munde starrte ich den sanften Wiederschein an, der

die Decke vergoldete. — „Es ist ein schöner Tag!“ sagte ich wieder. „Ja,“ antwortete der Mensch; „man wartet auf Euch.“ Diese Paar Worte rissen mich, wie der Faden das flatternde Insekt, gewaltsam in die Wirklichkeit zurück. Plötzlich, wie vom Blitzesstrahle erhellt, sah ich den düstern Assissensaal, den Hufeisentisch der Richter, mit blutigen Lumpen bedeckt, die drei Reihen der Zeugen mit ihren dummen Gesichtern, die beiden Gensdarmen an den Enden meiner Bank; sah die schwarzen Gewänder sich regen, hinten im Schatten die Köpfe der Menge wimmeln; sah wie sie starr die Blicke auf mich richteten, sah die zwölf Geschwornen, die gewacht hatten, während ich schlief. Ich stand auf, meine Zähne klapperten, meine Hände zitterten und konnten die Kleider nicht finden, meine Füße wankten.

Ich folgte dem Kerkermeister. An der Schwelle der Zelle warteten meiner die beiden Gensd'armen; man legte mir die Handschellen wieder an; da war ein kleines künstliches Schloß daran, das sie sorgfältig schlossen; eine Maschine auf einer Maschine.

Wir giengen durch einen innern Hof, die frische Morgenluft machte mich munter; ich erhob den Kopf. Der Himmel war blaü und die warmen Sonnenstrahlen zeichneten, zwischen den langen Kaminen durch, große, lichthelle Winkel

oben an den hohen, düstern Gefängnißmauern. Es war wirklich ein schöner Tag. Wir giengen eine Wendeltreppe hinauf, durch einen Gang, durch einen zweiten, einen dritten; eine niedrige Thür gieng auf. Eine schwüle Luft, ein Getöse schlug mir entgegen. Es war der Hauch der Menge im Assisensaal. Ich trat ein.

Waffen rauschten, Stimmen klangen, als ich erschien. Die Bänke wurden mit Geräusch gerückt, die Brätterverschläge knarrten, und als ich so durch den langen Saal zwischen zwei Volksmassen, von Soldatenreihen eingehekt, dahin gieng, war mir zu Muth, als liefen in mir die Fäden alle zusammen, welche diese starrenden, nieder blickenden Gesichter bewegten.

In diesem Augenblick bemerkte ich, daß ich keine Ketten mehr trug, aber wo oder wann man mir sie abgenommen, entsinne ich mich nicht mehr.

Tiefe Stille trat nun ein; ich war an meinem Platze. Sobald der Aufruhr in der Menge schwieg, schwieg er auch in meinem Innern. Mit einem Male war mir klar, was ich bisher nur verworren geahnet hatte, der entscheidende Augenblick sey da, ich sey hier meinen Urtheilsspruch zu vernehmen. Erkläre es, wer kann, aber unter den Umständen, unter denen dieser Gedanke mir kam, hatte er nichts schreckliches für mich. Die Fenster waren offen, die

Luft und der Lärm der Stadt drangen frei herein; der Saal war hell wie zu einer Hochzeit. Die Sonnenstrahlen malten hie und da lustig und hell das Bild der Fensterblenden; hier zog es sich lang über den Boden hin, hier lagerte es auf den Tischen, dort brach es sich in den Ecken der Wände, und aus den schimmernden Rautengläsern der Fenster warf jeder Strahl ein großes Prisma goldenen Staubes in die Luft hinaus.

Die Richter hinten im Saale, sahen ganz vergnügt aus; sie mochten sich freuen, daß sie nun bald fertig waren. Das Gesicht des Präsidenten, sanft bestrahlt vom Wiederschein einer Fensterscheibe, hatte den Ausdruck des Friedens und der Güte, und ein junger Assessor unterhielt sich, mit seinem Ueberschlage spielend, fast fröhlich mit einer hübschen Dame im rosenfarbnem Hut, die aus Vergünstgung hinter ihm einen Platz gefunden hatte. Nur die Geschwornen sahen bleich, niedergeschlagen aus, jedoch sichtbar vor Müdigkeit, weil sie die ganze Nacht durchwachten. Einige gähnten; sie sahen ganz und gar nicht Menschen gleich, die eben ein Todesurtheil gefällt haben, im Gegentheil las ich auf den Gesichtern der guten Bürger nichts, als starke Schlaflust. Mir gegenüber war ein Fenster ganz offen. Ich hörte die Blumenhändlerinnen auf dem Quai lachen, und am

Fensterrande in einer Spalte des Gesteins spielte im Winde ein niedliches gelbes Pflänzchen, ganz getaucht in einen Sonnenstrahl.

Wie hätte unter so lieblichen Gefühlen ein gräßlicher Gedanke in mir auftauchen sollen? Gebadet in Luft und Sonne vermocht ich an nichts anderes zu denken, als an Freiheit; die Hoffnung strahlte in mir wie der Tag um mich her, und vertrauend sah ich meinem Spruch entgegen, wie man der Befreiung, dem Leben entgegensieht.

Unterdessen kam mein Advokat, er hatte reichlich und mit gutem Appetit gefrühstückt. Als er an seinem Platze war, neigte er sich lächelnd gegen mich. „Ich habe Hoffnung," sagte er. — „Nicht wahr?" antwortete ich leicht hin und lächelte auch. — „Ich" fuhr er fort, „ich weiß zwar noch nicht, wie ihre Erklärung lautet, aber sie haben wohl gewiß den Vorbedacht nicht vorausgesezt, und dann ist es blos lebenslängliche Zwangsarbeit." — „Was sagen Sie da?" entgegnete ich mit Unwillen, „lieber tausendmal den Tod!" und, so sprach in mir eine innere Stimme, was wage ich dabei, daß ich dieß sage? Wann hat man je anders ein Todesurtheil gesprochen als um Mitternacht, bei Fackelschein, in einem düstern, schwarzen Zimmer, in einer kalten Regen- oder Winternacht? Aber im

August, um acht Uhr Morgens, an einem so schönen Tage, diese guten Geschwornen! unmöglich! Und meine Augen hefteten sich wieder auf die hübsche gelbe Blume in der Sonne.

Plötzlich hieß mich der Präsident, der blos auf den Advokaten gewartet hatte, aufstehen. Das Kommando schulterte das Gewehr; wie auf einen elektrischen Schlag stand die ganze Versammlung in einem Augenblick. Ein nichtsbedeutendes leeres Gesicht an einem Tisch unter dem Tribunal, der Gerichtsschreiber, denke ich, nahm das Wort und las das Verdikt, das die Geschwornen in meiner Abwesenheit ausgesprochen. Ein kalter Schweiß goß sich über meinen ganzen Körper, ich lehnte mich an die Wand, um nicht zu Boden zu sinken. „Advokat," sprach der Präsident, „haben Sie wegen Anwendung der Strafe etwas zu erinnern?" — Ich, was hätte ich nicht alles zu sagen gehabt! Aber es fiel mir nichts bei; meine Zunge blieb am Gaumen kleben. — Der Vertheidiger stand auf. So viel begriff ich, er suchte die Erklärung der Jury zu mildern und statt der Strafe, welche ihr Spruch nach sich zog, auf eine andere zu lenken, auf jene, die er vorhin auszuwirken gehofft und mich dadurch so empört hatte. Ich wollte mit lauter Stimme wieder wie vorhin rufen: „Lieber tausendmal den Tod!" Aber der

Athem versagte mir und ich vermochte ihn blos heftig beim Arm zu fassen und krampfhaft zu rufen: „Nein!"

Der Generalprokurator suchte den Advokaten zu wiederlegen und ich hörte ihm mit stumpfem Wohlgefallen zu. Dann traten die Richter ab, kamen wieder herein und der Präsident verlas mein Urtheil.

Zum Tode verurtheilt! "hieß es in der Menge, und als man mich abführte, stürzte der ganze Volkshaufe hinter mir her mit einem Getöse, als fiel ein Haus zusammen. Ich ging dahin, betäubt, wie berauscht. Mein ganzes Inneres hatte sich umgewendet; bis zum Todesurtheil hatte ich gefühlt, ich athme, bewege mich, lebe im selben Element wie andere Menschen, jezt sah ich deutlich eine Scheidewand zwischen mir und der Welt. Alles erschien mir nunmehr in anderer Gestalt als zuvor. Die breiten lichthellen Fenster, die schöne Sonne, der reine Himmel, die hübsche Blume, alles war farblos, bleich wie ein Leichentuch, Männer, Weiber, Kinder, die mich umdrängten, sie sahen aus wie Gespenster.

Unten an der Treppe wartete meiner ein schwarzer, schmutziger Wagen. Als ich einstieg, warf ich einen irren Blick über den Platz hin. „Ein zum Tod Verurtheilter!" schrieen die Vor-

übergehenden und liefen dem Wagen zu. Durch die Wolke, die sich zwischen die Außenwelt und mich gelagert, unterschied ich zwei junge Mädchen, die mir mit gierigen Blicken nachsahen. „Gut," sagte die jüngste und klopfte in die Hände, „also in sechs Wochen!"

Der vom Pariser Assisengericht zum Tode Verurtheilte wurde, wie es gewöhnlich geschieht, aus dem Justizpallaste nach Bicêtre abgeführt, um daselbst den Spruch des Cassationshofs auf seine Appelation zu erwarten.

Ich will einmal nachrechnen, wie viele Tage ich noch zu leben habe. Drei Tage nach dem Ausspruch des Todesurtheils als Frist zur Appelation an den Cassationshof. Acht Tage bleiben die Akten in der Gerichtsstube der Assisen vergessen, dann schickt man sie dem Minister. Vierzehn Tage lang beym Minister, der gar nichts davon weiß; aber man glaubt, er untersuche sie und schicke sie dann an den Cassationsgerichtshof ein. Hier werden sie in Ordnung gebracht, gezählt, einregistrirt; oft hat man bei der Guillotine viel zu thun, und es soll keiner vor dem andern befördert werden.

Darüber gehen vierzehn Tage hin. Endlich kömmt der Gerichtshof zusammen, gewöhnlich an einem Donnerstag, da werden zwanzig Appellationen in Bausch und Bogen verworfen;

dann wird das Ganze an den Minister, und von diesem an den Blutrichter zurückgesandt; dazu braucht es drei Tage. Am vierten Tage Morgens denkt der Generalprokurator, die Sache müsse ein Ende nehmen; dabei legt er seine Halsbinde um. Wenn nun der Gerichtsschreiber nicht gerade Freunde beim Frühstück hat, die ihn hindern, so faßt er den Befehl zur Hinrichtung ab, schreibt ihn ein, fertigt ihn aus, und Tags darauf, mit dem frühen Morgen, hört man auf den Greveplatz ein Gerüste zusammennageln, und auf den Plätzen der Stadt schreien sich die Verkäufer die Hälse heiser. Das sind im Ganzen sechs Wochen. Das Mädchen hatte ganz Recht. Nun ist es wenigstens fünf Wochen her, vielleicht fast sechs, ich bin nicht so keck genau nachzurechnen, daß ich in Bicêtre im Loche sitze, und doch meine ich, es seyen erst drei Tage; es war ein Donnerstag ....

Da habe ich mein Testament gemacht. Wozu? ich bin in die Kosten verurtheilt, und alles, was ich besitze, wird dazu kaum hinreichen; die Guillotine ist sehr theuer. Ich hinterlasse eine Mutter, ich hinterlasse eine Gattin, ich hinterlasse ein Kind. Ein Mädchen, drei Jahr alt, lieblich wie eine Rose, zart gebaut, mit großen schwarzen Augen und langen braunen Haaren. Es war zwei Jahre und ein Monat alt, als ich

es zum letzten Mal sah. Also nach meinem Tode drei weibliche Geschöpfe ohne Sohn, ohne Gatten, ohne Vater dreierlei Waisen, dreierlei Wittwen durch das Gesetz. Ich gebe zu, man habe mich mit Recht bestraft; was haben aber diese Unschuldigen gethan? Darnach fragt man nicht, man entehrt sie, man stürzt sie ins Verderben, das ist Gerechtigkeit. Zwar bange ich nicht für meine arme Mutter, sie ist vier und sechzig Jahre alt; an diesem Schlage wird sie sterben. Sollte sie es auch noch einige Zeit treiben, sie wird sich nicht beklagen, wenn man ihr nur bis zu ihrem letzten Augenblick ein wenig heiße Asche in ihren Wärmetopf gibt. Meine Frau ficht mich auch nicht an; sie ist ohnehin nicht gesund, ihr Geist ist nicht stark; auch sie wird sterben. Sie müßte nur den Verstand verlieren; man sagt, das friste das Leben, aber dann leidet man doch nicht am Geiste, dieser schläft. Aber meine Tochter, mein Kind, meine arme kleine Maria, die gegenwärtig lacht, die spielt, singt und an nichts denkt, sie schmerzt mich! . . . .

Noch ist es nicht Tag, was soll ich thun bei Nacht? Da fällt mir etwas ein. Ich stehe von meinem Lager auf, und beleuchte mit meiner Lampe die vier Mauern meiner Zelle. Sie sind mit Schrift, mit Zeichnungen, mit bizarren Fi-

guren bedeckt, mit Namen, die in einander laufen und einander unleserlich machen. Jeder Verurtheilte hat wohl eine Spur von sich hinterlassen wollen, wenigstens hier. Man sieht Buchstaben mit Bleystift, mit Kreide, mit Kohlen, schwarze, weiße, graue, hie und da rostige Buchstaben, wie Blutschrift. Gewiß, wäre mein Geist unbefangen, dieses sonderbare Buch, daß ich Seite vor Seite auf den Steinen des Kerkers durchblättern kann, wäre anziehend für mich. Es würde mir Freude machen aus diesen, auf den Steinplatten zerstreuten Gedankenbruchstücken ein Ganzes zusammenzusetzen, Sinn und Leben zu bringen in diese verstümmelten Inschriften, in diese verstückelten Phrasen, diese abgeschnittenen Worte, Körper ohne Kopf, wie die, die sie geschrieben haben.

Da wo mein Kopf an der Mauer ruht, sind zwei brennende Herzen mit einem Pfeil durchstochen, und darüber steht: Liebe auf Lebenszeit. Der arme Teufel machte sich auf keine lange Zeit anheischig. Neben an ist etwas wie ein dreieckiger Hut, mit einer kleinen Figur darunter, und die Worte. „Es lebe der Kaiser! 1824. Noch einmal brennende Herzen, mit der in einem Gefängniß auffallenden Aufschrift: Ich liebe, liebe über Alles Mathieu Danvin. Jacques. An der Wand

gegenüber steht der Name: Papavoine. Der Anfangsbuchstabe mit Arabesken umgeben und sorgfältig gezeichnet. Eine Strophe eines schmutzigen Liedes. Eine Freiheitsmütze, ziemlich tief in den Stein gegraben, und darunter: Bories. Die Republik. Das war einer der vier jungen Unteroffiziere aus la Rochelle. Armer Junge! Wie gräßlich sind doch ihre sogenannten politischen Nothwendigkeiten! Für ein Wort, für einen Traum, für eine abstrakte Idee, — die abscheuliche Wirklichkeit, die Guillotine heißt! Und ich beklage mich, ich Elender, der ich ein wirkliches Verbrechen begangen, der ich Blut vergossen habe?!

Ich mag nicht weiter suchen. In der Ecke dort sehe ich das Bild des Blutgerüstes, das man vielleicht in diesem Augenblick für mich aufschlägt, gezeichnet. Fast wäre mir die Lampe aus der Hand gefallen. —

Dieser Tage habe ich etwas Abscheuliches gesehen. Kaum war es Tag, da hörte ich die schweren Thüren auf und zu gehen, die Riegel, Vorlegeschlösser knarren, Lärmen auf den Treppen, Stimmen in den Corridors vorn und hinten. Meine Nachbarn, die Züchtlinge, waren munterer als gewöhnlich, ganz Bicêtre lachte, sang, lief, tanzte.

Stumm und unbeweglich horchte ich hin.

Ein Wärter, den ich rief, antwortete mir: heute und morgen werden die Galeerenzüchtlinge angeschmiedet und abgeführt. Er fragte mich, ob ch nicht zum Zeitvertreib zusehen wolle. Ich nahm den Zeitvertreib an. Er führte mich in eine andere Zelle, schloß mich vorsichtig ein, und hier konnte ich durch ein Gitterfenster hinaussehen; auch sah ich da den Himmel. Der Wärter sagte, ich hätte da meine Loge für mich allein wie der König.

Das Fenster ging in einen Hof, von vier Mauern eingeschlossen, die alle von unzähligen Gittern durchbrochen waren, an jedem sah man ein hageres, gelbes Gesicht am andern; die eisernen Stangen waren die Rahmen der Bilder. Sie glichen den Seelen die an den Luftlöchern des Fegefeuers nach der Hölle schauen. In einem Paar abgestorbenen Gesichtern glänzten durchbohrende Augen. Im Hofe ringsum waren steinerne Bänke. Um zwölf Uhr rasselte ein Karren herein, mit den Ketten und Halsbändern beladen; er war von schmutzigen Soldaten in blauen Röcken, rothen Epauletten und gelben Riemen umgeben; es war die Galeerenwache (Chiourme). Ein wildes Getöse erschallte in dem ganzen Gefängnisse von allen Fenstern; man drohte, man fluchte, man lachte. Es war mir, als sehe ich lauter Teufelslarven; jedes Gesicht

war verzerrt, die Fäuste ballten sich zu den Gittern heraus, alle brüllten, Aller Augen flammten. Ich schauderte, daß aus dieser Asche so wilde Flammen schlugen.

Unter der Wache bemerkt man einige reinlich gekleidete, schüchterne Menschen; es waren neugierige Pariser, die unter dieser Verkleidung hereingekommen waren. Die Wächter warfen von dem Karren die Ketten und Kleidungsstücke für die Züchtlinge, die dießmal nach dem Galeerenhofe in Toulon gebracht werden sollten. Sie sahen von den Fenstern aus zu, wie der Befehlshaber die Eisen untersuchte; dabei lachten sie aus vollem Halse, und die andern, die erst später abgeführt werden sollten, spotteten ihrer. Auf ein Zeichen stürzten aus niedrigen Thüren ganze Schwärme häßlicher Menschen, in Lumpen gehüllt, mit wildem Geschrei in den Hof. Es waren die Züchtlinge des Transports; bei ihrem Erscheinen erschallte von Neuem Beifallsruf aus den Fenstern. Einige mit berühmten Namen wurden mit Jubel begrüßt, und sie nahmen das mit bescheidenen Stolz hin; die Meisten trugen Strohhüte, die sie sich selbst aus ihrem Strohlager in allerlei auffallenden Gestalten geflochten hatten, um sich auf der Reise auszuzeichnen. Einer, ein ganz junger Mensch, mit einem weiblichen Gesichte, hatte sich vom Kopfe

bis zu den Füßen ein Strohkleid gemacht; es war ein Taschenspieler, wegen Diebstahls verurtheilt; als er sich in diesem Putz gleich einer Schlange pfeilschnell herumdrehte, erscholl lautes Klatschen und wildes Freudengeschrei. Dieser wechselseitige Ausdruck der Freude zwischen den abgehenden und den zurückbleibenden Züchtlingen war wirklich furchtbar. Vergebens stand die Justiz da in der Person ihrer Wächter, umsonst hatte die bürgerliche Gesellschaft in der Person der bangen Neugierigen ihre Vertreter; das Verbrechen spottete ihnen ins Gesicht und machte aus der Strafe ein Familienfest.

Man trieb sie nach und nach zwischen zwei Reihen von Galeerenwachen in einen kleinen vergitterten Hof, um von den Aerzten untersucht zu werden. Alle versuchten da durch eine vorgeschützte Krankheit dem Transport zu entgehen, sie hinkten, sie hatten wunde Hände. Aber fast alle fand man gut genug für die Galeere, und alsbald hatten sie auch ihrer vorgeblichen Gebrechen vergessen. Nun öffnete man die Gitterthüre. Ein Wächter rief sie nach alphabetischer Ordnung auf; einer nach dem andern stellte sich in einer Ecke des großen Hofs zu seinem Nebenmann. Jeder fand sich so nach dem Loose mit einem zusammen, der ihm, so wie er dem andern, unbekannt war. Wenn je ein Galeeren-

züchtling einen Freund haben kann, so wird er durch die Kette von ihm getrennt, und dieß ist eine ihrer ärgsten Qualen.

Sobald etwa dreißig durch das Gitter heraus waren, verschloß man es. Ein Wächter stellte sie in schnurgerader Linie auf, warf jedem seine leinene Kleidung und sein Hemd hin, und nun sollten sie sich umkleiden. Aber ein Zufall machte diese Demüthigung zur Marter. Es war im Oktober; schon hatten sie die Kleider abgeworfen, man sah auf ihren Schultern das Zeichen des Brandeisens, da überzog sich plötzlich der Himmel, und ein strömender Herbstregen fiel ihnen auf die entblößten Häupter, auf ihre, auf dem Pflaster liegenden, Kleider. Das Wasser rann an ihnen zu Boden. Ihr lärmender Trotz hatte tiefem Stillschweigen Platz gemacht. Ihre Zähne klapperten, ihre hagern Beine, ihre knotigen Knie stießen schlotternd zusammen. Ein einziger alter Mann blieb guter Laune. Er wischte sich mit dem nassen Hemde ab, schrie, das stehe nicht im Programm, und ballte lachend die Faust gegen den Himmel. Als sie angekleidet waren, führte man je zwanzig oder dreißig an das entgegengesetzte Ende des Hofes wo lange, starke Ketten, von denen in der Quere von zwei zu zwei Fuß andere kürzere Ketten auslaufen, für sie bereit lagen. An der kürzern Kette hing

immer ein viereckiges Halseisen, das geöffnet und geschlossen werden kann, aber für die ganze Reise an den Hals des Züchtlings geschmiedet wird. Wenn so die Ketten auf der Erde liegen, gleichen sie dem Rückgrat eines großen Fisches. Die Züchtlinge mußten sich auf den naßen Boden niedersetzen; man probirte die Halsbänder; nun kamen zwei Galeerenschmiede mit tragbaren Ambossen und schmiedeten sie mit kräftigen Hammerschlägen an das kalte Eisen. Bei diesem furchtbaren Geschäfte wird auch den Frechsten unter ihnen bange; der Amboß schlägt an ihren Rücken, jeder Hammerschlag stößt ihnen das Kinn empor, die geringste Bewegung nach hinten, und ihr Schädel würde wie eine Nußschale zerschmettert.

Als das vorüber war, wurde Alles stille; man hörte nur die Ketten klirren oder bisweilen den Stock der Wächter auf die Knochen der Widerspenstigen fallen. Einige weinten, die Alten bissen sich schaudernd in die Lippen. Diese drohenden Profile, alle in eisernen Rahmen, sahen furchtbar aus. Das Schauspiel hatte drei Akte gehabt: Besichtigung durch die Aerzte, Untersuchung durch die Wärter, und endlich das Anschmieden.

Nun schien die Sonne wieder; da erhoben sich die Züchtlinge auf einmal wie krampfhaft.

Die fünf Abtheilungen faßten einander bei den Händen, bildeten so plötzlich eine lange, lange Reihe und drehten sich nun im raschem Tanze um den Laternenstock im Hofe. Sie sangen dazu ein Galeerenlied, eine Romanze in der Diebssprache, bald in klagendem, bald in ausgelassen frohem Tone; man hörte halbunterdrücktes Gelächter, geheimnißvolle Worte aus schwer athmender Brust; dabei bildeten die klirrenden Ketten das Orchester zu dem heisern Gesang. Man brachte nun einen großen Trog in den Hof; die Wächter trieben die Züchtlinge mit Stockschlägen vom Tanze herbei; der Trog enthielt eine warme, schmutzige Brühe, in welcher etwas Grünes schwamm. Davon aßen sie; was sie übrig gelassen hatten, warfen sie mit ihrem Brod zur Erde, und Tanz und Gesang begannen aufs Neue. Man erlaubt ihnen dieß wohl am Tage des Anschmiedens und in der folgenden Nacht.

Ueber dem seltsamen Schauspiel hatte ich in gespannter Neugierte meiner selbst vergessen. Inniges Mitleiden erschütterte mich im Innersten, und über ihrem Lachen mußte ich weinen. Plötzlich sah ich den brüllenden Haufen anhalten und verstummen. Aller Augen waren auf das Fenster gerichtet, wo ich war. — Der Verurtheilte! Der Verurtheilte! riefen alle und deute=

ten auf mich mit Fingern und brachen mit einmal in lauten Jubel aus. Ich war versteinert. Wie sie mich erkannten, woher sie mich eigentlich kannten, weiß ich nicht. — Guten Tag! Guten Abend! riefen sie mir mit boshaftem Spotte zu. Einer der jüngsten, auf ewig zur Galeere verurtheilt, sah mit neidischem Blicke auf mich und rief: Er ist glücklich! ihn wird man kürzen. Leb wohl, Kamerad!

Zu schildern, was ich empfand, ist mir unmöglich. Ja, ich war ihr Kamerade; der Richtplatz und Galeere sind Geschwister, ich stehe eigendlich eine Stufe niedriger als sie; mir schauderte.

Ich war wie gelähmt am Fenster stehen geblieben, aber als ich sah, daß die fünf Reihen vorwärts kamen, ihre höllische Herzlichkeit mir fort und fort aufdrangen, als ich das Klirren ihrer Eisen, ihr wildes Geschrei, ihre Fußtritte unten an der Mauer hörte, da war es mir, als stürmte diese Rotte von Teufeln meine elende Zelle; ich schrie, ich stürzte nach der Thüre. Die Riegel waren außen vorgezogen. Ich stampfte, ich schrie wüthend, es war mir als kämen die furchtbaren Stimmen der Züchtlinge näher, ich meynte, ihre gräßlichen Gesichter schauten

bereits zu meinem Fenster herein; noch ein Angstgeschrei, und ich fiel ohnmächtig nieder.

Als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, war es Nacht. Der dumpfe Geruch des Gefängnisses war ungewöhnlich stark, noch sausten mir die Ohren von dem Galeerenlärm, die ganze Last des Bicêtre lag auf mir. Ich meynte, der liebe Gott sollte doch Mitleid mit mir haben, und mir wenigstens ein Vögelchen schicken, das sänge, da drüben auf dem Dache. Ich weiß nicht, ob der liebe Gott mich erhörte oder ein Unhold; denn fast in demselben Augenblick hörte ich unter meinem Fenster eine Stimme, nicht die Stimme eines Vogels, nein, die reine, frische, süße Stimme eines Mädchens von fünfzehn Jahren. Ich richtete mich auf, ich war mit einem Mal wach, ich horchte gierig auf das Lied, das sie sang. Es war eine langsame, klagende Weise, gleich einem bangen, traurigen Girren. Gleich Anfangs lautete der Inhalt, wie ein Verbrecher in einer bekannten Strasse von drei Schergen ergriffen wird. Ich kann nicht beschreiben, wie bitter ich mich getäuscht sah. Die Stimme erzählte weiter, wie der Räuber von ihnen fortgeführt wird, wie er einen ihm bekannten Dieb vorübergehen sieht und ihn zu seiner Frau schickt; wie diese kömmt, ihn fragt, was er denn verbrochen habe, und er antwortet, er habe gemor-

det und den Ermordeten bestohlen; wie dann die Frau nach Versailles vor den König mit einer Bittschrift geht, aber der König entrüstet die Hinrichtung befiehlt.

Mehr hörte ich nicht, ich hätte nicht weiter hören können. Der für mich halb versteckte Sinn des abscheulichen Trauerlieds; das Bild des Räubers, den die Wache griff; der Dieb, den er mit der gräßlichen Botschaft an sein Weib schickt; das Weib, das mit der Bittschrift nach Versailles läuft, endlich der König, der der Gerechtigkeit ihr Opfer lassen muß, und all' das nach der sanftesten Weise, mit der lieblichsten Stimme gesungen, die je einen Menschen in den Schlaf gewiegt haben mochte — es hatte mich niedergedrückt, durchschauert; vernichtet. Empörend sind, solch entsetzliche Worte, aus dem blühenden, rosigen Mund! Ich kann nicht beschreiben, was ich fühlte, ich war empört und gerührt zugleich: die blutige, abentheuerliche Sprache der Galeere, die häßlichen Worte von einem jungen Mädchen gesungen, mit jenen lieblichen Tönen, in welchen die Stimme des Kindes mit der Stimme der Jungfrau verschmilzt, und die unförmlichen, mißgebildeten Worte alle in Sang und Tonmaaß wie Perlen aneinander gereiht! — — —

(Aus der Conciergerie. *)

Der Geistliche ist wieder bei mir gewesen. Er hat weiße Haare, ein sanftes Aussehen, ein gutes ehrwürdiges Gesicht; es ist in der That ein vortrefflicher, ein frommer Mann. Diesen Morgen sah ich, wie er all' sein Geld unter die Verhafteten austheilte. Wie geht es zu, daß in seiner Stimme nichts liegt, das rührt oder Rührung verräth? Ja, er hat mir noch nichts gesagt, das mir zum Verstand oder zum Herzen gesprochen hätte.

Heute früh war ich ganz betäubt. Kaum hörte ich, was er mir sagte, aber seine Worte schienen mir leer, und ich blieb gleichgültig; sie floßen an mir ab, wie der kalte Regen an der Scheibe da. Aber als er so eben wieder vor mich trat, that mir sein Anblick wohl. Unter allen Menschen ist er doch der Einzige, der noch Mensch für dich ist, sagte ich zu mir; und nun kam mir ein brennender Durst nach guten, tröstlichen Worten. Wir setzten uns, er auf den Stuhl, ich auf's Bette. Er begann: „Mein Sohn" — Das Wort öffnete mir das Herz. Er fuhr fort: „Mein Sohn, glauben Sie an

---

*) Am Tage der Hinrichtung wird der Verurtheilte aus *Bicètre* wieder nach der Conciergerie gebracht und erwartet daselbst die zur Hinrichtung bestimmte Stunde.

Gott? „Ja, mein Vater," antwortete ich. „Glauben Sie an die heilige, apostolische und römische Kirche?" „Ich will wohl," sagte ich. „Mein Sohn," fuhr er fort, „es scheint, Sie zweifeln." Nun sprach er weiter, sprach lange, sagte viele Worte, und als er endlich alles gesagt zu haben glaubte, stand er auf, sah mich zum ersten Mal seit dem Beginn seiner Rede an und fragte mich: „Je nun?" Ich kann versichern, daß ich ihn angehört habe, anfänglich mit Begierde, dann aufmerksam, später mit Hingebung. Auch ich stand auf. „Mein Herr," antwortete ich ihm, „lassen Sie mich allein, ich bitte Sie." Er fragte mich: „Wann soll ich wieder kommen?" „Ich will es ihnen sagen lassen." Nun ging er, sagte nichts, aber schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: Das ist ein Gottloser."

Nein so tief ich auch gefallen seyn mag, ich bin nicht gottlos, und Gott ist mein Zeuge, daß ich an ihn glaube. Aber was hat mir der alte Mann da gesagt? nichts Gefühlvolles, nichts Zartes, nichts mit Thränen, nichts aus der Seele Gegriffenes, nichts aus seinem Herzen zu meinem Herzen. Im Gegentheil, es war etwas Unbestimmtes, Ausdruckloses, wie es auf alles und für alle paßt; seine Worte waren heftig, wo sie hätten eindringen sollen, schaal, wo

sie einfach seyn sollten; er hatte eine Art empfindsamer, theologischer Rede gehalten, hier und da eine lateinische Stelle angezogen, auf Lateinisch den heiligen Augustin, den heiligen Gregorius — was weiß ich? Es kam heraus, als sagte er eine Aufgabe her, die er schon zwanzig Mal hergesagt, als ginge er ein Thema durch, daß er so auswendig wußte, daß es in seinem Kopfe die Kraft verloren hatte; das Auge ohne Blick, die Stimme ohne Ausdruck, die Hand ohne sprechende Bewegung.

Und wie konnte es auch anders seyn? dieser Priester ist der angestellte Geistliche des Gefängnisses. Sein Gewerb ist Trösten und Ermahnen, und er lebt davon. In den Sprengel seiner Beredsamkeit gehören die Züchtlinge, die armen Sünder, Er hört ihre Beichte und steht ihnen bei, weil er die Stelle zu versehen hat. Längst ist er an Dinge gewöhnt, wobei andern die Haut schaudert; seine wohl mit Puder bestreuten Haare stehen ihm nicht mehr zu Berge. Die Galeere und das Schaffot sind für ihn etwas Alltägliches; er ist abgenützt. Vermuthlich steht das Alles in einem Hefte geschrieben; eine Seite für die Züchtlinge, eine Seite für die Sterbenden. Man sagt ihm den Tag zuvor an, es sey um die und die Stunde einer zu trösten; da fragt er, ob es ein Züchtling sey oder einer auf dem

Tod, und nun liest er die Seite durch, und dann kommt er. Auf diese Art ist er denen, die nach Toulon kommen, und denen, die nach Greveplatz abgehen, ein Gemeinplatz wie sich selbst.

Ach, man hole mir statt seiner den nächsten besten jungen Vikar, irgend einen alten Pfarrer aus der ersten besten Pfarrgemeinde; man nehme ihn weg von seinem Ofen, gerade wenn er in seinem Buche liest und sich dessen nicht versteht, und man sage ihm: „Da ist ein Mensch, der soll sterben, und Du, Du sollst ihn trösten. Du sollst dabei seyn, wenn sie ihm die Hände binden, wenn man ihm die Haare abschneidet; Du sollst seinen Karren besteigen mit Deinem Kruzifix, und ihm damit den Scharfrichter verdecken; Du sollst mit ihm die Stöße des Wagens aushalten bis auf den Richtplatz; mit ihm durch die abscheuliche blutdürstige Menge fahren, ihn unten am Blutgerüste umarmen und bei ihm bleiben, bis der Kopf da ist und der Leib dort. „Dann führe man ihn zu mir, ganz wie er ist, mit dem klopfenden Herzen, schaudernd über die ganze Haut; man werfe mich ihm in die Arme, zu seinen Füßen, er wird weinen, er wird beredt werden und ich getröstet, mein schwellendes Herz wird sich ausschütten in das seine, und sein ist meine arme Seele und sein Gott ist mein.

Aber der gute alte Mann da, was ist er mir? was bin ich ihm? ein Wesen schlimmer Art, ein Schatten, wie er schon manchen sah, eine Einheit weiter zu der Ziffer Hinrichtungen. Ich habe vielleicht Unrecht, daß ich ihn so von mir weise; er ist gut, und ich, ich bin böse. Ach es ist nicht meine Schuld. Es ist mein Hauch, der Hauch der Verurtheilten, der Alles herabwürdigt, vor dem Alles welkt.

Ich weiß nicht, an was ich gerade dachte, als plötzlich ein lautes Gelächter mich aus meinen Träumen weckte. Ich fuhr auf und sah mich um; ich war nicht mehr allein; ein Mensch war bei mir, ein Mann von etwa 55 Jahren, von mittelmäßiger Statur, runzelig, eingeschrumpft, grauhaarig, vierschrötig, aus grauen Augen schielend, bitteres Lächeln auf dem Gesichte, schmutzig, in Lumpen, halbnackt, eckelhaft anzusehen. Wahrscheinlich hatte man die Thüre geöffnet, ihn wie einen Unrath hereingeworfen und sie wieder verschlossen, ohne daß ich es bemerkte. Wenn der Tod so hereinkommen könnte!

Wir sahen einander einige Augenblicke starr an, er unter beständigem Lachen, das wie Röcheln lautete, ich halb erstaunt, halb ängstlich: „Wer sind Sie?" fragte ich ihn endlich. — „Drollige Frage," antwortete er, „ein Braten!" — „Ein Braten!" „Was heißt das?" Ueber

die Frage lachte er aufs Neue. — „Das will heißen," rief er laut auflachend aus, „daß der Köpfer in sechs Wochen meine Sorbonne in den Korb praktiziren wird, und die deinigen in sechs Stunden." „He, he! verstehst du mich jetzt?" — Ich erschrack, die Haare standen mir zu Berge; es war ein eben zum Tod Verurtheilter, den man in Bicêtre erwartete, mein Erbe. Er fuhr fort: „Willst du wissen, wer ich bin? Da hast Du meine Geschichte: Ich bin der Sohn eines tüchtigen Diebs; schade, daß der Scherge sich einst die Mühe gab, ihm ein Halsband anzulegen. Das war damals, als man die Leute hängte. Ich war sechs Jahre alt und hatte nun weder Vater noch Mutter; im Sommer schlug ich ein Rad im Staub am Rande der Landstraße, damit man mir aus den Postchaisen einen Sou zuwerfe, im Winter ging ich baarfuß im Koth und hauchte in die blauen, erstarrten Hände; man sah mir die nackte Haut durch die Lumpen. Im neunten Jahre fing ich an, mich meiner Hände zu bedienen; von Zeit zu Zeit leerte ich eine Tasche oder stahl einen Mantel; mit zehn Jahren war ich ein Schurke. Nun machte ich Bekanntschaft und im siebzehnten war ich, ein vollkommener Dieb. Jetzt brach ich in die Buden ein und führte falsche Schlüssel; da wurd' ich erwischt. Ich hatte das gehörige

Alter; man schickte mich ans Ruder in die niedere Marine. Es ist etwas hartes um die Galeere; da liegt man auf dem Boden, trinkt Wasser, ißt schwarzes Brod, schleppt eine einfältige Kugel nach sich, die zu nichts nützt; dabei nichts als Stockschläge und Sonnenstiche auf den Leib. Auch die Haare scheerrn sie einem und die meinigen waren so schön braun gewesen. . . . . Bei alle dem habe ich meine Zeit ausgehalten, fünfzehn Jahre lang, das will etwas heißen. Nun war ich zweiunddreißig Jahre alt, da gab man mir einen Paß und sechzig Franken, die ich mir erspart in fünfzehnjähriger Galeerenarbeit, sechszehn Stunden täglich, dreißig Tage des Monats, zwölf Monate im Jahre. Dennoch wollte ich ein ehrlicher Mann werden mit meinen sechszig Franken, hatte unter meinen Haderlumpen mehr gute Gesinnungen, als man unter manchem Abbérock findet. Aber der Teufel hole die Pässe! Der meinige war gelb und auf die Farbe hatte man noch geschrieben: Züchtling, der seine Galeerenzeit ausgehalten; das mußte ich überall, wo ich durchkam, und nachher in dem Dorfe, wo man mich zu wohnen zwang, alle acht Tage dem Maire vorzeigen. Die Empfehlung war artig, ein Galeerenzüchtling! Man hat Furcht vor mir, die kleinen Kinder liefen davon, man verschloß die Thüren

Niemand wollte mir Arbeit geben. Ich zehrte meine sechzig Franken auf und mußte nun doch leben. Umsonst zeigte ich meine Arme die zur Arbeit ganz tüchtig waren; ich wollte mich mit fünfzehn mit zehn, mit fünf Sous begnügen. Nichts. Was sollte ich anfangen? Da hatte ich einmal Hunger; ich stieß einem Bäcker eine Fensterscheibe ein und der Bäcker nahm mich beim Kopfe; ich hatte sein Brod nicht einmal verzehrt und bekam dafür die Galeere auf ewig, mit den drei rothen Buchstaben auf den Rücken; ich kann sie Dir zeigen, wenn Du willst. Man heißt das Justiz im Wiederbetretungsfalle. Da war ich nun wieder im Stalle, kam aber für dießmal nach Toulon unter die Lebenslänglichen mit den grünen Mützen. Ich mußte zu entkommen suchen, es gelang mir. Man schoß bei meiner Abreise, wie man schießt, wenn gewisse vornehme Personen sich auf Reisen begeben. Sie verschossen ihr Pulver umsonst. Dießmal hatte ich keinen gelben Paß, dafür aber auch keine sechzig Franken. Ich traf Kameraden, die ebenfalls ihre Zeit ausgehalten, oder ihren Faden abgebrochen hatten. Ihr Anführer schlug mir vor, zu ihnen zu halten; man trieb da Straßenraub mit Mord. Ich nahm es an und vergoß Blut, um zu leben. Da ging es bald gegen eine Diligenge, gegen

eine Postchaise, bald gegen einen Ochsenhändler. Man nahm ihnen das Geld ab, ließ die Pferde allein laufen und verscharrte den Menschen unter einem Baume, nur ließ man die Beine nicht außerhalb der Erde, und dann tanzte man auf dem Loche, damit man die frische Erde nicht bemerkte. So bin ich alt geworden, im Busche unter freiem Himmel gelagert, von der Justiz gehetzt von Wald zu Wald, aber doch frei, mein eigener Herr. Aber Alles nimmt ein Ende. Die Gensdarmen fingen uns einmal Nachts in ihren Fallen. Meine Kameraden kamen durch aber ich, der älteste blieb den Katzen mit Bortenhüten in den Klauen. Man brachte mich hieher. Ich hatte längst alle Sproßen der Leiter erstiegen, eine ausgenommen. Ein Taschentuch nehmen oder einen Menschen umbringen, war fortan einerlei für mich; der Wiederbetreffungsfall hatte nur eine Folge; es blieb mir weiter nichts als das Kopfabschneiden. Mein Handel war bald im Reinen. Ohnehin habe ich auch schon ein hübsches Alter und bin zu nichts mehr nütze."

Mein Vater hat die Wittwe (den Strang) geheirathet; ich entsage der Welt; da hast Du meine Geschichte.

Ich hatte ihn mit Staunen angehört; er fing an noch lauter zu lachen als zuvor, und

wollte mich bei der Hand nehmen. Ich trat mit Abscheu zurück, „Freund," sagte er, „Du siehst nicht aus, als wäre Dir wohl zu Muthe. Hast Du etwa bange vor der Stumpfnase? siehe es ist nur ein böser Augenblick auszuhalten auf dem Platze dort, aber es dauert ja so kurze Zeit. Ich möchte nur dabei seyn, um Dir zu zeigen wie man hinüberspringt. Wahrhaftig, ich habe Lust nicht zu appelliren, wenn man mich heute mit Dir abfertigen will. Wir haben beide genug an einem Geistlichen, mir liegt auch nichts daran, wenn Du vor mir bedient wirst. Du siehst, ich bin ein guter Bursche. He, willst Du? ich mache Dir den Vorschlag als Freund." Er wollte mir wieder nahe kommen. „Herr" sagte ich da, und schob ihn von mir, „ich danke Ihnen." Er lachte abermals. „Ha, der Herr ist ein Marquis, ein Marquis?" Ich unterbrach ihn: „Freund, ich möchte mich gerne fassen, lassen Sie mich." Das ernste Wort macht ihn auf einmal nachdenklich. Er schüttelte seinen grauen, fast kahlen Kopf. „Ich kann wir das vorstellen," murmelte er zwischen den Zähnen; freilich der Schwarzrock!" Und nach einigen Minuten fuhr er fast schüchtern fort: „Hören Sie, Sie sind ein Marquis, meinetwegen, aber Sie haben da einen schönen Ueberrock, der ihnen wenig nützen wird; der Scherge

nimmt ihn Ihnen weg. Geben Sie ihn mir, ich verkaufe ihn, um mir Taback anzuschaffen."

Ich zog meinen Ueberrock aus und gab ihn ihm. Er klopfte vor Freuden in die Hände wie ein Kind. Als er sah, daß ich im Hemde war und fror, sagte er: „Sie frieren, mein Herr, bedecken Sie sich hiemit, es regnet und Sie werden naß, und dann muß man doch anständig aussehen auf dem Karren." Mit diesen Worten zog er sein grobes graues Wamms aus, und ich ließ es mir von ihm anziehen. Ich lehnte mich an die Wand; ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck der Mensch auf mich machte. Er hatte angefangen, den Ueberrock, den ich ihm geschenkt, zu untersuchen, und schrie jeden Augenblick vor Freuden: „Die Taschen sind ganz neu, der Kragen gar nicht abgenutzt, man gibt mir wenigstens fünfzehn Franken dafür. Welch Glück, Taback auf sechs Wochen.

Die Thüre ging auf. Man wollte uns beide abholen, mich in das Zimmer, wo die Verurtheilten die Todesstunde erwarten, ihn nach Bicêtre. Er trat mitten unter die Wache, die ihn abführen sollte, lachte und sagte zu den Gensd'armen: „Ei, ei, verseht Euch nicht, wir haben die Röcke getauscht, ich und der Herr da; nehmt mich nicht statt seiner. Zum Teufel,

das stände mir nicht an, da ich jetzt Geld zu Taback habe.

Ich hatte einen lächerlichen Vorfall. Man lösste meinen guten armen Gensdarmen ab; ich undankbarer Egoist habe ihm nicht einmal die Hand gedrückt. Ein anderer kam an seine Stelle, ein Mensch mit eingedrückter Stirne, Ochsenaugen im Kopfe, ein ganz schaales Gesicht. Ich hatte nicht darauf geachtet; ich kehrte, am Tisch sitzend, der Thüre den Rücken und suchte mir die Stirne mit der Hand zu kühlen; meine Gedanken waren nicht im Einklang mit meinen Gefühlen. Da rührte man mich sachte von hinten an, ich sah mich um. Es war der neue Gensd'arme, mit dem ich mich ganz allein befand. Er redete mich an: „Sie armer Sünder, haben Sie ein gutes Herz? „Nein" sagte ich. Die barsche Antwort schien ihn zu befremden; er fuhr indessen, obgleich zurückhaltend, fort.: „Wenn man schlimm ist, so ist man es nicht gerne." „Warum nicht?" erwiederte ich. „Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben, so lassen Sie mich in Ruhe. Was wollen Sie denn?" „Verzeihen Sie, mein armer Sünder. Nur auf zwei Worte. „Sehen Sie, würden Sie einen armen Teufel zu seinem Glücke verhelfen, wenn Sie das könnten und es Ihnen nichts kostete?" Ich zuckte die Achsel. „Kom-

men Sie aus dem Irrenhause? das Gefäß, woraus Sie das Glück schöpfen wollen, wäre sonderbar gewählt.

Wie sollte ich Jemandens Glück machen können?" Nun sprach er leise, mit geheimnißvoller Miene, die ganz gut zu seinem Gesichte paßte: „Ja, ja, armer Sünder, ja Glück! Wohlstand! All' das können Sie mir geben, und zwar so: Ich bin ein armer Gensdarme. Der Dienst ist schwer, die Löhnung gering. Da setzte ich nun in die Lotterie um mir zu helfen. Man muß doch etwas versuchen. Bisher fehlte es mir nur an guten Nummern. Ich suchte überall nach den rechten, traf aber immer nur nebenan; ich setze 76., und 77. kommt heraus. Hören Sie mich geduldig an, wenn es Ihnen beliebt; ich komme zur Sache. Sehen Sie, jetzt zeigt sich eine gute Gelegenheit. Um Vergebung, armer Sünder, heute ist Ihr Tag. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß die Todten, welche auf diese Art haben sterben müssen, die Lotterie-Nummern voraussehen. Versprechen Sie mir, daß Sie morgen Abend erscheinen wollen, was verschlägt es Ihnen? um mir drei Nummern, drei gute Nummern zu bringen; nicht wahr? Ich fürchte mich nicht vor den Todten, seyn Sie ruhig. Ich will Ihnen meine Addresse geben; ich bin in der

Kaserne Popincourt, Treppe A, Nummer 26., hinten im Gange. Sie werden mich leicht wieder erkennen, nicht wahr? Wenn Sie wollen, kommen Sie schon diesen Abend."

Ich hätte mir nicht die Mühe gegeben dem Einfaltspinsel zu antworten, wäre mir nicht gegerade eine sinnlose Hoffnung durch den Kopf gefahren. In der verzweifelten Lage, in der ich mich befinde, ist einem bisweilen, als könne man eine eiserne Kette mit einem Haar abschnellen. „Höre mich an," sagte ich und spielte dabei meine Rolle, so gut man kann, wenn man sterben will, „ich kann Dich in der That reicher machen als der König ist, Du kannst Millionen durch mich gewinnen, unter einer Bedingung." Er riß die dummen Augen weit auf. „Was für eine Bedingung? was Sie wollen, mein armer Sünder." „Statt drei Nummern sollst Du vier haben. Wechsle die Kleider mit mir." „Wenn es sonst nichts ist!" rief er und fieng an seine Uniform aufzuknöpfen. Ich war vom Stuhle aufgestanden; ich gab auf alle seine Bewegungen acht, mein Herz klopfte; schon sah ich die Thüre sich öffnen vor dem Gensdarmenrock; der Platz, die Straße, der Justizpallast lagen mir im Rücken. Aber da drehte er sich mit unschlüssiger Miene um. „Aber wie Sie wollen doch damit nicht weg=

gehen?" Ich sah wohl daß nichts zu machen war, doch wagte ich einen letzten Versuch, so toll er war. „Freilich," antwortete ich ihm; „aber Dein Glück ist gemacht." Da unterbrach er mich: „O nein! Das wäre schön, wenn meine Nummern gut seyn sollen, müssen Sie todt seyn." Ich setzte mich wieder, stumm, nur noch hoffnungsloser nach der eitlen Hoffnung.

Es ist sonderbar, daß ich beständig an den König denke; ich mag mich dagegen sträuben so viel ich will, den Kopf schütteln, dennoch sagt beständig eine Stimme in meinem Innern: Es ist da in derselben Stadt, zu derselben Stunde, und nicht weit von hier, in einem andern Pallaste, ein Mann, der einzig dasteht im Volke, wie Du, nur mit dem Unterschiede, daß er so hoch steht als Du tief. Sein ganzes Leben, Minute für Minute, ist nichts als Ehre, Größe, Vergnügung und Lust; alles um ihn her ist voll Liebe, Achtung, Ehrfurcht. Die lautesten Stimmen werden leise, wenn sie zu ihm reden, und die stolzesten Stirnen demüthigen sich.

Sein Auge sieht nichts als Seide und Gold. Eben jetzt hält er Ministerrath, und alle sind da seiner Meynung; oder denkt er etwa an die

Jagd auf morgen, an den Ball diesen Abend, und überläßt andern die Sorge für seine Belustigungen? Je nun, der Mann ist Fleisch und Bein wie Du! Und damit in diesem Augenblicke das schreckliche Gerüste zusammenfalle, damit Dir Alles geschenkt werde, Leben, Freiheit, Wohlstand, Familie, braucht es nichts, als daß er die sieben Buchstaben seines Namens unten auf ein Stück Papier schriebe, oder auch nur, daß sein Wagen meinen Karren begegnete; und er ist ein guter Mann, vielleicht wäre es ihm selber ganz lieb, und doch wird es nicht geschehen!

Ich hatte geschlafen, es war mein letzter Schlummer; ich erwachte aus einem gräßlichen Traume, zitternd, mit kaltem Schweiß bedeckt. Der gute Geistliche saß unten an meinem Bette und las Gebete. Ich fragte ihn, ob ich lange geschlafen habe.“ „Mein Sohn,“ sagte er, „Sie haben eine Stunde lang geschlafen. Man hat Ihr Kind gebracht; es ist hier neben an im Zimmer und wartet. Ich wollte Sie nicht wecken lassen.“ „O,“ schrie ich, meine Tochter! Man bringe mir meine Tochter!“

Sie ist frisch, sie ist rosig, sie hat große Augen, sie ist schön! Man hat ihr ein Kleid-

chen angezogen, das ihr gar gut steht. Ich nahm sie, ich hob sie empor in meinen Armen ich setzte sie auf meine Kniee, ich küßte sie auf das Haupt. Warum ist ihre Mutter nicht gekommen? Ihre Mutter ist krank; ihre Großmutter auch. Wohl! Sie sah mich erstaunt an. Ich liebkoßte sie, umarmte sie, verschlang sie mit Küssen, und sie ließ es geschehen; aber von Zeit zu Zeit sah sie unruhig nach ihrem Kindermädchen, das in der Ecke weinte. Endlich war ich im Stande zu sprechen; „Maria!“ sagte ich, „meine kleine Maria!“ Ich drükte sie heftig an meine, von Schluchzen schwellende Brust; sie schrie: „O Herr, Sie thuen mir wehe,“ sagte sie. Herr! Es ist beinahe ein Jahr, daß sie mich nicht gesehen hat, das arme Kind. Sie hat mich vergessen, mein Gesicht, meine Stimme, wer würde mich aber auch erkennen mit dem Barte, in den Kleidern da, und so bleich? Wie? bin ich ausgethan in diesem Gedächtnisse, in dem einzigen, in dem ich hätte leben mögen! Wie? schon bin ich nicht mehr Vater! schon verurtheilt, das Wort nicht mehr zu hören, aus der Kindersprache, ein Wort, so zart, daß man es in der Männersprache nicht mehr beibehält: Papa!

Und doch, es zu hören aus diesem Munde, noch ein Mal, ein einziges Mal, das ist alles, was ich für die vierzig Jahre verlangt hätte,

die man mir am Leben nimmt. „Höre Maria," sagte ich zu ihr und faltete ihre beiden Händchen in meine Hände, kennst Du mich nicht?" Sie sah mich an mit ihren schönen Augen und antwortete: Gewiß nicht!" „Sieh mich wohl an," wiederholte ich. „Wie? Du weißt nicht, wer ich bin." „Ja," sagte sie, „ein Herr."

Ach! nur ein einziges Wesen lieben auf der ganzen Welt, es lieben mit Deiner ganzen Seele, und es da vor Dir haben, wie es Dich ansieht, mit Dir redet, Dir antwortet, und Dich doch nicht kennt! Nur bei ihm suchst Du Trost, und es ganz allein weiß nicht, daß Du des Trostes bedarfst, weil Du sterben sollst!

„Maria," fing ich wieder an, „hast Du einen Papa?" — „Ja, Herr," sagte das Kind. — „Je nun, wo ist er?" — — — Sie riß die großen Augen staunend auf. — „Ach, Sie wissen es nicht? er ist todt." — Sie schrie, ich hatte sie beinahe fallen lassen.

„Todt!" sagte ich, „Maria, weißt Du, was das heißt, todt seyn?" — „Ja, Herr," antwortete sie, „er ist in der Erde und im Himmel." Und nun fuhr sie von selbst fort: „Ich bitte den lieben Gott für ihn, Morgens und Abends, auf dem Schooße von Mama." —

Ich küßte sie auf die Stirne. — „Maria, sag' mir Dein Gebet her." — „Ich darf nicht,

Herr. Ein Gebet, das sagt man nicht bei Tage. Kommen Sie diesen Abend zu mir nach Hause, da will ich es hersagen." — Ich hatte genug; ich unterbrach sie: „Maria, ich bin dein Vater." — „Ei!" sagte sie. — Ich fuhr fort: „Soll ich Dein Papa seyn?" — Das Kind sah auf die Seite. — „Nein, mein Papa war viel schöner."

Ich küßte sie unzählige Mal und benetzte sie mit meinen Thränen. Sie wollte sich mir entwinden; ich hatte ihr wehe gethan. Nun setzte ich sie wieder auf meine Knie, drückte sie sanft an meine Augen und fragte: „Maria, kannst Du lesen?" — „Ja, ich kann es. Mama zeigt mir die Buchstaben." — Sie hatte in einem ihrer Händchen ein zerknittertes Papier. — „Laß sehen, ob Du lesen kannst." — Sie schüttelte ihr niedliches Köpfchen: „Ach, ich kann nur Fabeln lesen." — „Versuche es wenigstens, zeige es mir, lies." — Sie legte das Papier auseinander und fing an mit dem Finger zu buchstabiren: U r t h e i l. — Ich riß es ihr aus den Händen. Es war mein Todesurtheil, das sie mir vorlas. Ihr Kindermädchen hatte es für einen Sou gekauft; mich kam es theurer zu stehen. Was ich fühlte, läßt sich nicht ausdrücken. Meine Erschütterung hatte sie erschreckt; beinahe hätte sie geweint. Plötzlich sagte sie

„Geben Sie mir doch mein Papier wieder; es ist zum Spielen,"

Ich gab sie ihrem Kindermädchen wieder und ließ sie wegführen. Ich fiel auf meinen Stuhl nieder, düster, verlassen, in Verzweiflung. Jetzt sollen sie kommen; ich hänge an nichts mehr; die letzte Fiber meines Herzens ist zerrissen. Ich bin reif für das, was sie zu thun haben.

In einem Zimmer auf dem Stadthause.

Auf dem Stadthause — da bin ich also. Die verfluchte Fahrt ist vorüber. Da ist der Platz, und unter dem Fenster der abscheuliche Pöbel, der bellt und meiner wartet und lacht.

Umsonst wollt ich mich aufrecht erhalten, mich dagegen anstemmen, es wurde mir übel. Als ich über den Köpfen weg, die beiden rothen Balken mit der schwarzen dreieckigen Einfassung des Messers sah, wie sie da zwischen den beiden Laternen des Kays aufgeschlagen sind, wurde mir übel. Ich verlangte eine letzte Erklärung zu geben. Man hat mich hier herauf gebracht und einen königlichen Prokurator geholt. Ich warte auf ihn; damit gewinne ich wenigstens Zeit. Ich muß weiter erzählen.

Es schlug drei Uhr, man meldete mir, es sey Zeit. Ich zitterte, als ob ich an etwas an=

deres gedacht hätte seit sechs Stunden, seit sechs Wochen, seit sechs Monaten. Es fiel mir auf als etwas Unerwartetes. Ich mußte durch ihre Corridore, ihre Treppen hinunter. Sie trieben mich zu ebener Erde in einen düstern, engen Saal, wo man bei dem Regen und Nebel nicht recht sah. In der Mitte stand ein Stuhl; sie sagten mir, ich solle mich setzen; ich setzte mich nieder. An der Thüre und längs der Wand standen einige Personen, der Priester, die Gensdarmen, und dann noch drei Männer. Der erste, größer und älter, war wohlbeleibt und hatte ein rothes Gesicht. Er trug einen Oberrock und einen alten dreieckigen Hut. Er war es, der Scharfrichter, der Diener der Guillotine; die beiden andern waren wieder seine Diener.

Kaum hatte ich mich gesetzt, so kamen die Letztern hinter mich her, wie Katzen; da fühlte ich plötzlich kalten Stahl in meinen Haaren und die Scheere knirschte in meinen Ohren. Meine Haare fielen lockenweise auf meine Schultern nieder, und der Mann mit dem dreieckigen Hut wischte sie sanft mit seiner breiten Hand ab.

Die Umstehenden sprachen leise. Draußen war starker Lärmen. Ich glaubte anfänglich,

es seye der Fluß, aber an dem schallenden Gelächter erkannte ich den Pöbel. Ein junger Mensch am Fenster, der mit einem Bleistift in eine Brieftasche schrieb, ließ sich von einem Wärter sagen, man heiße das, was man mit mir vornahm, die Toilette des Verurtheilten; das sollte also morgen in einem Journal stehen.

Plötzlich nahm mir einer der beiden Knechte mein Wams, der andere ergriff meine beiden herabhängenden Hände, zog sie rückwärts auf den Rücken, und ich fühlte, wie man mit einem Stricke langsam um meine zusammengehaltenen Hände Knoten band. Zugleich band der andere mein Halstuch los; mein battistenes Hemd, der einzige Lumpen, der mir von meiner Vergangenheit blieb, machte ihn einen Augenblick stutzend, dann schnitt er den Kragen davon ab. Als bei dieser schrecklichen Vorsichtsmaßregel der Stahl meinen Hals berührte, zuckte ich, und mir entfuhr ein dumpfer Klageton; die Hand des Henkers lies ab. „Mein Herr," sagte er, „Verzeihung, wenn ich Ihnen wehe gethan habe." Diese Schergen sind gar sanfte Leute.

Draußen brüllte die Menge lauter. Der dicke Mann mit dem rothfleckigen Gesichte bot mir ein Tuch, auf welchem Essig zu riechen

war. „Ich danke," sagte ich zu ihm, so stark als ich konnte, „es ist nicht nöthig, ich befinde mich wohl."

Dann bückte sich einer der Beiden und band mir die beiden Beine mit einer dünnen Schnur ganz locker, so daß ich nur kleine Schritte machen konnte. Diese Schnur hing mit dem Strick an meinen beiden Händen zusammen. Nun warf der dicke Mann mir das Wams auf den Rücken und band es mir unter dem Kinne zusammen.

Was es hier zu thun gab, war nun geschehen; da trat der Priester mit einem Kruzifix zu mir und sagte: „Nun denn, mein Sohn!"

Die Knechte nahmen mich unter den Arm; ich stand auf und ging; meine Schritte waren kraftlos, unstet, als hätte ich an jedem Bein zwei Kniee gehabt. Da ging die äußere Thür mit den zwei Flügeln auf. Ein Geschrei, die kalte Luft, das weiße Licht fielen wie Schatten über mich her. Aus dem Hintergrunde des düstern Gewölbes sah ich plötzlich durch den Regen hindurch auf einmal die tausend brüllenden Köpfe des Pöbels auf dem Geländer der großen Treppe des Justizpallasts; rechts in derselben Höhe mit der Schwelle Gensdarmenpferde in Reihen, gerade vor mir eine Abtheilung Sol-

daten, links die hintere Seite eines Karren, und an demselben eine steile Leiter. Das Gefängnißthor war dieses häßlichen Bildes würdiger Rahmen.

Das war der furchtbare Augenblick; für ihn hatte ich meinen Muth zusammengerafft; ich that drei Schritte, und nun wurde ich auf der Schwelle sichtbar. „Da ist er, da ist er!" rief die Menge, „er kömmt endlich;" und die Nächsten vor mir klatschten in die Hände. Am Namenstag eines König, man liebe ihn noch so sehr, könnte man nicht mehr thun.

Es war ein gewöhnlicher Karren mit einem lungensüchtigen Pferde, und der Fuhrmann hatte ein blaues Ueberhemd mit rother Stickerei wie die Gärtner in der Nähe von Bicêtre.

Der dicke Mann mit dem dreieckigen Hut stieg zuerst auf; „guten Morgen, Herr Sanson," riefen die Kinder an dem Gitter; nach ihm ein Knecht. Die Kinder riefen bravo. Die beiden Männer nahmen die Bank vorne ein. Nun war die Reihe an mir; ich stieg ziemlich fest hinauf. „Er geht gut!" sagte ein Weib neben den Gensdarmen. Das gräßliche Lob gab mir Muth. Der setzte sich neben mich; ich saß auf der hintern Bank, den Rücken dem Pferde zugekehrt. Man wollte mir den Anblick vorwärts ersparen; diese Schonung erschütterte mich;

das ist ihre Menschlichkeit! Ich wollte mich umsehen; Gensdarmen vorne, Gensdarmen hinten, dann Pöbel und Pöbel, ein Meer von Köpfen auf dem Platze.

Die Hüte ab! Hüte ab! schrieen tausend Stimmen, als wäre es der König.

Da lachte auch ich gräßlich und sagte zum Geistlichen: „Sie die Hüte, ich den Kopf."

Man fuhr im Schritte. Auf dem Blumenkay roch es balsamisch; es ist Markttag; die Blumenhändlerinnen ließen ihre Sträuße stehen wegen meiner. Gerad über, kurz bevor man an die Ecke des Pallastes kömmt, sind Weinhäuser, deren Mittelstöcke voll Zuschauer waren, besonders Frauenzimmer, die sich über ihre schönen Plätze freuten. Der Tag trug Geld ein. Man vermiethete Tische, Stühle, Gerüste, Karren; Alles war voll von Zuschauern. Menschenbluthändler riefen aus vollem Halse: „Wer will einen Platz?" Ich wurde wüthend gegen diesen Pöbel. Wer will den meinigen?"

Der Karren rückte vor. Bei jedem Schritte lief die Menge hinter ihm auseinander, und ich sah mit irrem Blicke, wie sie rannte, um sich vorwärts wieder zu sammeln. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich auf dem Kay gegenüber oben auf dem Thurme der Kirche St. Jacques-la-Boucherie die beiden im Stein gehauenen

Ungeheuer bemerkte. Der feine, weiße Regen zog Streifen in der Luft gleich Spinnengeweben, es war neblig, und doch entging mir nichts um mich her; jeder Gegenstand war eine Qual für mich, aber ich kann das in Worten nicht sagen. Mitten auf der Brücke, so breit, jetzt kaum fahrbar, machte mich der Abscheu beinahe ohnmächtig, aber davor schämte ich mich, zum Letztenmal war ich eitel; ich strengte mich an, um nichts zu sehen, nichts zu hören, als den Priester, dessen Worte durch den Lärmen kaum bis zu mir drangen. Ich nahm das Kruzifix und küßte es. „Habe Mitleid mit mir, o Gott!“ sagte ich, und suchte mich in diesem Gedanken zu verlieren. Aber jeder Stoß des harten Karrens erschütterte mich; dann fühlte ich eine heftige Kälte, der Regen hatte mich auf dem Leibe und dem bloßen Kopfe durchnäßt. Der Priester bemerkte das. Ich sagte zu ihm: „Ich zittere nicht vor Frost allein.“

Als wir von der Brücke ablenkten, beklagten mich Weiber wegen meiner Jugend. Nun waren wir auf dem Unglückskay. Es verging mir Hören und Sehen. Diese Stimmen alle, diese Köpfe in den Fenstern, unter den Thüren, an den Gittern der Buden, an den Laternenpfälen; diese gierigen, grausamen Zuschauer; diese Menge, in der Alle mich kennen lernen

wollten und in der ich Niemand kenne; dieser Weg, gepflastert mit Menschengesichter... ich war trunken, betäubt, sinnlos. Es ist etwas Unerträgliches in den so schwer auf einem lastenden Blicken ohne Zahl. Ich wankte auf der Bank und achtete weder auf Priester noch Kruzifix. Bereits war ich unfähig, die Stimmen des Mitleids vom Jubel zu unterscheiden, das Gelächter von Klagetönen, das Sprechen vom Lärmen; es war mir im Kopfe, als hämmerte man auf Kupfer. Aus sonderbarer Neugierde wollte ich sehen, ob wir vorwärts kamen, meine Geisteskraft zum Letztenmal bewähren; aber als ich mich umdrehen wollte, widerstand mein Nacken, er war steif. Nur von der Seite konnte ich über den Fluß hinüber den Thurm von Notre-Dame mit der Fahne bemerken; es waren viele Leute oben; die mußten es gut sehen.

Der Karren fuhr und die Buden blieben zurück, und die Aufschriften, die geschriebenen, die gemalten, die vergoldeten, folgten nacheinander. Plötzlich war die Reihe an der Ecke eines Platzes zu Ende. Das Geschrei der Menge wurde voller, gellender, froher; der Karren hielt plötzlich an und beinahe wäre ich vorwärts auf die Bretter gefallen; der Priester hielt mich. „Muth!" sprach er leise. Nun brachte man eine Leiter hinten an den Karren; er gab mir den

Arm, ich stieg ab, that einen Schrei, sah auf die Seite, wollte noch einen Schritt thun, konnte aber nicht mehr. Zwischen den zwei Laternen des Kay hatte ich etwas Trauriges erblickt; ach! es war die Wirklichkeit! Da rief ich mit schwacher Stimme: „Ich habe noch eine letzte Erklärung zu geben;" da brachte man mich hier herauf in das Zimmer. Ich verlangte, man solle mich meinen letzten Willen schreiben lassen. Sie banden mir die Hände los, aber der Strick liegt noch neben mir und unten wartet auf mich das Uebrige.

Ein Richter, ein Kommissär, ein Justizbeamter, was weiß ich, kam, ich bat ihn um meine Gnade mit gefalteten Händen, auf den Knieen. Er fragte mich mit zweideutigem Lächeln, ob ich ihm sonst nichts zu sagen hätte. — „Meine Gnade! meine Gnade!" wiederholte ich, „oder aus Barmherzigkeit noch fünf Minuten. Wer kann es wissen? vielleicht kömmt die Gnade noch an; es ist so schrecklich, in meinem Alter zu sterben! Man hat oft im letzten Augenblick die Gnade kommen sehen. Und wen wird man denn begnadigen, wenn ich nicht begnadigt werde?" Der verruchte Scharfrichter! Er trat vor den Richter und sagte, die Hinrichtung müsse zur bestimmten Stunde geschehen seyn, die Stunde sey nahe, er sey verantwortlich; außerdem

regne es und das Messer könne rosten. „Ach, Mitleiden! eine Minute, um die Begnadigung zu erwarten. Wo nicht so wehre ich mich mit den Zähnen." Der Richter und der Scharfrichter gingen ab. Ich blieb allein, allein mit zwei Gensd'armen.

Ach der gräßliche Pöbel mit seinem Hyänengeschrei! — Wer weiß ob ich ihm nicht entwische? ob ich nicht gerettet werde? ob meine Begnadigung .... Man muß, man muß mich begnadigen!

O! die Elenden! ich glaube, man kömmt die Treppe herauf.

Die Glocke schlägt vier.

II.

Das erste und das letzte Opfer.

Ein amerikanisches Schaudergemälde.

Aus dem Englischen von Dr. Röding.

Gegen das Ende des Maimonats 1829 reis'te ich von New-Orleans ab, in der Absicht über Land Savannah (Georgiens Hauptstadt) zu erreichen. Ich kannte die Beschwerden, die Zögerungen und die möglichen Gefahren, welche mit einer Reise durch die Wildnisse verbunden sind; aber diese achtete ich aus romantischer Reiselust nicht, welche mir die Entbehrungen und Gefährlichkeiten der Nachtlager im Urwalde, und das stete Wechselspiel neuer Scenen in der wilden Natur mit den reizendsten Farben vorzauberten. Mit diesen Empfindun-

gen verließ ich recht mit Freuden New-Orleans, dessen Orangenhaine und fruchtbaren Gefilde und die Gewässer des, wie der Nil, hundertarmig strömenden Missisippi, dessen 1300 (Engl.) Meilen langer Lauf hier zwischen bleichen Fichtenhöhen, und dürren Sandhügeln endigt, um einsam und allein die grünende Savannas, die Sprudelbäche, die Blockhäuser, die Wigwams und die Indianer mit ihren Tomahawks und Skalpirmessern aufzusuchen.

Nicht die ganze Reise mit allen ihren Abentheuern will ich hier schildern; sondern blos einen Vorfall, der einen tiefen Eindruck in meiner Seele zurückließ.

Der Mond schimmerte herrlich als ich in der zwölften Nacht nach meiner Abreise von New-Orleans einer tiefen Schlucht zuritt, welche der dort rieselnde Mörder-Creek den Namen giebt. Der Bach führt diesen Namen, weil hier vor etwa zwanzig Jahre eine Reisegesellschaft von 30 Weißen, worunter mehrere Weiber und Kinder, die dort Nachtlager hielten, von den Indianern überfallen ward, welche sie alle umbrachten, und skalpirten. Ich hatte eine beschwerliche Tagereise gemacht, war freilich nicht weit, aber durch mehrere große Moräste gekommen, wo mein Pferd oft so fest stecken blieb, daß ich in Gefahr gerieth, es zurück zu lassen, und allein

über dem umgestürzten Baumstamme fortkriechen zu müssen. Ermüdet, kalt, durchnäßt (denn obgleich der Tag heiß gewesen war, wehte nun ein scharfer, durchdringender Nachtwind, und ich war Knietief durch einen Fluß gewatet) und vor Allem hungrig, entschloß ich mich meine wollene Decke auszubreiten, Feuer anzumachen, und mich, nachdem ich mir Schinken gekocht, nnd Kaffee gemacht hatte, unter dem dichten Laubdache der hohen Bäume, die mich überschatteten, schlafen zu legen, bis Tagesanbruch. Nachdem ich mein Pferd durch ein kleines Gehege von jungen Bäumen sicher gestellt, und demselben das Abendfutter Maisblätter, welche die Stelle des Heu's vertreten, und von welchen ich einen Vorrath hinten aufgebunden, bei mir führte, vorgeworfen hatte, bereitete ich mein Mahl. Als es verzehrt war und ich mein Feuer mit Holz versehen hatte, so angelegt, daß es nicht zu schnell verbrennen konnte, breitete ich meine Decke aus, legte meinen Sattelbeutel als Polster, und Kissen hin, und mich — zur Ruhe. Es herrschte eine ängstliche Stille, die mich eine Zeitlang wach hielt. Selbst am Tage ist der Gedanke gänzlicher Einsamkeit drückend, wenn man umherblickt und keinen Gegenstand sieht, welcher uns an unsere Mitmenschen knüpft. Selbst in einer stark bevölkerten Stadt hat die

Einsamkeit der Nacht etwas feierlich Ergreifendes. — Wie viel mehr in der öden Wildniß? Ich blickte auf die ruhige Mondscheibe, vernahm das plätschende Murmeln unzählicher Bäche; die über ihr Kieselbett und über rankendes Kraut rollten, das Brausen ferner Wasserfälle; das Heulen des Wolfes, das tiefe Quacken der Frösche in den nahen Sümpfen und das Gesumse der Insekten, die im Mondesschimmer schwebten, und tanzten. Dabei fiel mir ein, daß ich am Mörder-Creek lag, denn kaum hundert Schritte von mir bezeichnete ein halbverbrannter Baumstumpf die Stelle der obenerwähnten Mordscene. Doch beschliech mich der Schlaf, und schon schlossen sich meine Augenlieder, als ich ein Gerassel in dem Gebüsche vernahm und rasche Fußtritte. Ich wandte mein Haupt dem Geräusche zu, und erblickte einen Indianer auf dem erwähnten Baumstumpf sitzend, der starr auf mich schaute. Ich sprach, und rührte mich nicht, er blieb gleichfalls schweigend und bewegte sich nicht. Ich glaubte nicht, daß er merkte, ich sey aufgewacht und sehe ihn. Er war schlank, stark gebaut, und seine sitzende Stellung war voll Anmuth und Würde, wie sie einigen Stämmen des Urwaldes eigen sind. Er trug ein weites Gewand von roth und blau gefärbten Baumwollenzeuge, mit bunt verzierten Saum,

und durch einen reich gestickten Gürtel, welcher seinen Tomahawk, sein Skalpiermesser und eine Kugeltasche barg, zusammen gehalten. An den Beinen trug er Mocassins von braunem Sohlleder, um den Hals viel silberne Zierrathen, theils runde Platten, theils halbmondförmig. Ueber seine rechte Schulter hing sein Köcher mit Pfeilen und sein Bogen über der linken. Das Haupt bedeckte ein Turban von weißem baumwollenen Zeuge, nach hinten mit einem Strauße schwarzer Federn. In der Hand hatte er eine Flinte. Bei dem hellen Mondlicht konnte ich alles genau unterscheiden. So saß er da, das Auge ernst und ruhig auf mich gerichtet. Ich athmete leise, die Ruhe des Kriegers nicht zu stören, ihn länger als eine halbe Stunde anblickend; er blieb ohne Bewegung, so daß er mir fast als eine leblose Erscheinung vorkam. Ich schloß meine Augen für einen Augenblick weil sie mir heftig schmerzten, als ich sie wieder öffnete, war der Indianer verschwunden. Nun war es mir Gewißheit, daß ich blos wachend geträumt habe, und der Indianer ein Bild meiner aufgeregten Phantasie gewesen sey; denn wären auch seine Mocassins mit Schwanendunen belegt gewesen, ich hätte doch seine Tritte vernehmen müssen. Nun übermannte mich, nach fieberhafter Aufregung der Schlummer; doch als

ich etwa nach vier Stunden erwachte, war mein Nachtfeuer fast ausgebrannt, und der Mond durch schwarzes Wettergewölb umflort, welches mit einem Sturm drohte. Der erste Gegenstand, den ich bemerkte, als ich umherblickte, war der Indianer. Er saß in derselben Stellung wie zuvor; doch seine Gestalt war nun umdunkelter, und nur zum Theil sichtbar, in dem Aufflammen des rothen Lichts der erstorbenen Gluth des Nachtfeuers. Ich erhob mich rasch, eine meiner Terzerolen ergreifend, welche halbgespannt mir zur Seite lagen. Auch er stand auf und schritt langsam auf mich zu. Sogleich war ich auf den Füßen, und als er nahe kam, hielt ich ihm die Terzerole entgegen, doch ein Schlag seines Tomahawks, mit der Schnelligkeit des Blitzes geführt, traf meine Hand so heftig, daß das Gewehr losbrannte, als es zu Boden fiel. Der Knall wiederhallte mehrfach durch die umliegende Waldung. Ich wollte die andere Terzerole ergreifen, doch er sprang auf mich zu, packte mich an der Kehle, und schwang mit der Rechten seine mörderische Waffe. Den Todesstreich erwartend, flehte ich durch Zeichen und Blicke sein Erbarmen an. Er betrachtete mich einen Augenblick schweigend, ließ mich dann los, nahm meine zweite Terzerole auf und schoß sie in die Luft. Ich bemerkte an dem schnellen Um=

herblicken seiner Augen, daß er sich überzeugen wollte, ob ich noch mit andeen Vertheidigungswaffen versehen sey und bedeutete ihn, daß ich keine hätte. Nun zündete er die Pfeife*) seines Tomahawks bei den glühenden Kohlen an, that einige Züge, und reichte sie mir; ich that dasselbe, und nun war ich, das wußte ich wohl, in seinen Händen sicher. Das Symbol des Friedens und der Gastfreundschaft war ausgetauscht, die also verbürgte Treue hat nie ein Indianer gebrochen. Bisher war kein Wort unter uns gewechselt, ich spreche keine der Indianischen Mundarten und war daher in Verlegenheit, wie ich mich ihm mittheilen sollte; doch wie fühlte ich mich überrascht, als er mich in gutem Englisch anredete. „Die Sturmwolken sammeln sich mit Macht, sprach er, zum Himmel blickend, mache dich bereit, folge mir! „Wohin," fragte ich. Er antwortete nicht, sondern schritt eine kleine Strecke vorwärts in der Richtung, die er gehen wollte, und blieb dann mich erwartend stehen. Ich gehorchte. In wenigen Minuten war mein Reisegeräth gesammelt, mein Pferd gesattelt, und ich sattelfest; der Indianer schlug nun einen

---

*) Der Tomahawk (die Streitart) dient oft zugleich als Pfeife; auf dem untern Theil des Handgriffs hat sie einen kleinen Kopf, und der Handgriff ist durchbohrt.

Jägerpfad durch das tiefste Dickigt des Waldes ein. Bald war es so finster um uns, daß ich meinen Führer nicht mehr sehen konnte; er ergriff daher den Zügel des Pferdes, und leitete dasselbe. Wir waren ein paar englische Meilen fortgeschritten, als der Indianer plötzlich Halt machte und gleich darauf schreckte mich der Knall seiner Flinte, welchem ein lautes Geheul folgte. In demselben Augenblick scheuete und bäumte sich mein Pferd, und warf mich zu Boden; so wie ich mich aber aufraffte, gewahrte ich beim ersten Schimmer des Tags, welcher durch die tiefe Finsterniß der Riesenstämme graute, daß der Indianer seinen Bogen auf einen ungeheuren Wolf abschoß, der gerade auf ihn anspringen wollte. Der Pfeil rauschte von dem mit gewaltigem Klange schmetternden Bogen, traf, und durchdrang den Schädel des Unthiers und dies empfing augenblicklich einen fürchterlichen Schlag mit dem Tomahawk, der den Kopf vollends zerschmetterte. In wenigen Sekunden war alles vollbracht. — Ich äusserte mein Erstaunen über seine bewundernswürdige Gewandtheit; er antwortete nicht, lud seine Flinte wieder und schritt dann ruhig weiter, als wäre nichts vorgefallen.

Nachdem ein Weg von etwa vier engl. Meilen zurückgelegt war, erreichten wir endlich einen

kleinen Wigwam zur Seite des Pfades; es war eine ganz einfache Hütte von einigen in den Boden gesteckten jungen Bäumen, deren Spitze und Seiten mit der Rinde des Cederbaums belegt war. Um der Hütte herum war ein Stück Landes mit Mais bepflanzt. Hier machten wir Halt; es war die Wohnung meines Führers. Ich stieg ab, befestigte mein Pferd an einen Baum und folgte dem Indianer in die Hütte, wo ich kein Hausgeräth fand, als ein Lager von Büffel- und Rehhäuten in einer Ecke. Die Wände waren mit Kugelbüchsen, Tomahawks, Skalpiermessern, Schrotbeuteln, Pulverhörnern, Bogen, Köchern und Reh- Büffel- und Bärenfellen behangen; mit Abscheu und Entsetzen zählte ich 15 Hirnhäute, sämmtlich von Weißen jedes Alters, von dreijährigen Kindern und eisgrauen Greisen, eine Hirnhaut mit langen weichen nußbraunen Haar, wahrscheinlich von einer jugendlichen Schönheit, die auch das Opfer unmenschlicher Grausamkeit ward. Mich schauderte, doch wagte ich es nicht, meinen Abscheu laut werden zu lassen.

Setze dich! rief der Indianer, indem er auf das Lager in der Ecke deutete. Ich thats; noch immer schweigend, setzte mir mein grauser Wirth Milch, mehrere Gerichte aus Mais, Wildpret und Soffke vor, ein schmackhaftes Essen aus

Maismehl von halbreifen Korn, Honig und Wasser bereitet. Er setzte sich mir zur Seite, und wir aßen. Dann redete er mich an, ich kannte die Indianer=Sitte, nie den Redenden zu unterbrechen und hörte aufmerksam zu. Er sprach:

„Du bist ein weißer Mann, ich fand dich schlafend — du warst bewaffnet, ich entwaffnete dich und bot dir die Pfeife des Friedens."

„Ein weißer Mann fand meinen Vater wehrlos und schlafend, und erschoß ihn, als er schlief. Ich ruhte noch in meiner Mutter Schooße; doch das Blut meines Vaters ward gesammelt, und ehe die Milch ihrer Brust meine Lippen labte, wurden sie von seinem Blute geröthet, damit ich früher genöße die Nahrung der Rache als des Lebens Nahrung."

„Das erste Wort, das ich stammelte, war Rache; die erste Leidenschaft, die ich empfand, Todeshaß gegen die Weißen. Das erstemal, als ich vor dem großen Geiste kniete, kniete ich auf meines Vaters Grabe, um zu beten, er möchte meine Seele nicht von mir nehmen, bis ich gekleidet wäre im Kleide des Blutes, meinen Vater zu begrüßen im Lande der Geister. Mein Gebet ward erhört; ich habe meinen Eid erfüllt."

„Ich ward ein Mann, und durch Heirath dem Stamme der Panther angeeignet. In mei=

ner Hütte, welche damals am Ontario, dem See der tausend Inseln stand, zählte ich drei Geschlechter. Meine Mutter lebte; es wurden mir Kinder geboren — wir waren eine Familie!"

„Vergaß ich meinen Eid? Nein! Vergaß ich den Zweck, wofür ich lebte? Nimmermehr. Der Tag, der meinen Erstgebornen in der Mutter Armen sah, leuchtete meinem ersten Opfer, dem Geiste meines Vaters dargebracht; ein weißer Mann lag todt zu meinen Füßen. Nach drei Monden — noch einer — und in dem dritten Mond — der dritte. Dort (auf die Hirnhäute deutend) hängen die Proben; ich sage nicht, was nicht wahr ist!"

„Viermal war seitdem Schnee gefallen, als ich eines Abends von der Jagd zurückkehrte; meine Hütte war verbrannt. Meine Mutter saß allein und wehklagend unter den Trümmern. Ich konnte die Gebeine meiner Kinder und meines Weibes nicht unterscheiden aus dem Haufen geschwärzter Asche, der die Stelle bezeichnete, wo meine Hütte stand, die ich am Morgen verlassen hatte. Ich tröstete meine Mutter die ganze Nacht, und als die Sonne emporstieg, sprach ich: Laß uns in die Wildniß wandern! Wir sind jetzt die Letzten unsers Stammes. Wir sind allein und solchen bietet die Wüste ihren Schutz."

„Ich verließ für immer den See der tausend Inseln, eine Handvoll Asche mit fortnehmend, worin der Staub meiner Kinder und meines Weibes gemischt war. Ich baute meine Hütte in dieser Waldung. Es war um die Zeit des grünen Korns, als ich dem großen Geiste mein Dankopfer brachte; da trat ein weißer Mann in diese Hütte. Er hatte sich verirrt und die Sonne war niedergesunken. Meine Mutter schauderte, Todesfurcht ergriff sie. Sie sprach zu mir. Ihre Worte waren, wie der Orkan, der den Wald niederreißt, und sich Bahn macht durch die Hügel. Der Fremdling war derselbe, der meinen Vater wehrlos und schlafend fand, und ihn schlafend erschoß; komm mit mir und vernimm das Uebrige!"

Der Indianer erhob sich, und ging voran in den Wald; ich folgte, unfähig ein Wort zu sprechen. Wir schritten fort durch starkes Unterholz, und verwachsenes Gebüsch unter riesenhaften Plantanen, und Ahorn, hohe Cedern und mannigfaltigen Eichen-Arten, die ein grünendes Dach bildeten, so dicht, daß es dem Regen trotzte, der in Strömen fiel. Eine Strecke weit von der Hütte erhob sich ein Gerüst, aus vier nahe bei einanderstehenden Bäumen errichtet, vier bis fünf Fuß hoch. Auf diesem Gerüste lag das Gerippe der Mutter des Indianers; ihr

zur Seite stand ein rothirdener Krug, mit den Gebeinen „seines Vaters und der Handvoll Asche" die er vom Ontario-See mitbrachte, weil, wie wohl bekannt, die Indianerstämme der Wunsch beseelt, ihren Staub nach ihrem Tode mit dem Staube ihrer Vorväter und Verwandten zu mengen. Wir schritten weiter durch den Urwald, und bald bemerkte ich, daß der Boden sich allmälig hob, obwohl die Belaubung die Aussicht um uns her hemmte. Zugleich vernahm ich das Donnergetöse eines Wasserfalls; wir folgten dem Getöse, das immer gewaltiger unser Ohr traf, und plötzlich standen wir am steilen Absturz eines schrecklichen Wasserwirbels; über 200 Fuß tief blickte ich hinab in die Schwindeltiefe der Felsenschlucht, durch welchen sie der gedrängte Strom brausend schäumt, bis sich ihm eine zweite Spalte öffnet, wo er sich in das Walddunkel verliert. Mit Staunen und Angst, die mir das Blut zu Herzen trieb, schaute ich das erhabene Naturschauspiel. —

Endlich brach der Indianer das Stillschweigen. „Schaust du," sprach er, „jene Ceder, aufgewachsen in der Mitte des Felsen-Abhanges? Dahin brachte ich den weißen Mann, der mich verdammt hatte, auf meines Vaters Grabe geboren zu werden. Ich sagte ihm: Du hast meinen Vater gemordet, Er schauderte, wie meine

Mutter schauderte, als sie ihn wieder sah; denn Todesangst ergriff ihn. Meines Vaters Blut hat einen Flecken auf dich gebracht, den du abwaschen mußt, in diesem dunkeln Gewässer. Er würde geflohen seyn, wie das angeschossene Reh, in die Waldung; doch ich packte ihn so (hier schlang er seinen sehnigten Arm fest um mich) und schrie: Komm' mit mir zum Geiste der Welt, und höre es, wenn ich meinen Vater sage, wie ich mich kleidete, gleich in ein Kleid, in des weißen Mannes Blut. Komm', und sieh, wie er mir lächelt, wenn ich hindeute auf das Blut seines Mörders! Wie zuckte er, als ich mit ihm in den Abgrund sprang. Er rollte von mir ab; ich vernahm den Sturz seines Körpers in die schäumende Brandung drunten. Doch der große Geist breitete jene Ceder vor mir aus, daß sie mich beim Absturz rettete, und ich lag in ihren grünen Armen, wie der junge Vogel im beschirmten Neste. Warum ward ich gerettet, — warum ward ich zurückgehalten von meinem Vater? Ich konnte nicht zu ihm. Die Aeste umschlangen mich, und aus der Tiefe des Waldes erscholl, vom Windhauch getragen, eine Stimme die rief: „Kehre heim!" Ich pflanzte meinen Fuß auf dem Fels, mit einem Sprunge erklomm ich jenen äußersten Ast, schwang mich auf das vorragende Felsstück, und erreichte so

die Stelle, wo wir nun stehen!“ — Er schwieg nach einer Pause, wo mir Schauder und Todesangst die Zunge lähmten, entgegnete ich ihm: „Und so hast du dem Gelübde deiner Kindheit genug gethan; du hast nicht nur deines Vaters Tod gerächt am Geschlechte der Weißen; sondern du hast auch seinen Mörder dargebracht, als letztes Opfer seinem Andenken und deiner Rachelust.“

„Ein letztes Opfer,“ rief er aus, und Entzücken glänzte in seinen Gesichtszügen, „warum ward mir geboten, ins Leben zurückzukehren, wenn der Zweck, wofür ich gelebt habe, erfüllt war? In meiner Hütte zähle ich fünf Hirnhäute von weißen Männern, die dieser Arm erschlug, seit der Mörder unter die Fluten sank.“ „Doch,“ fuhr er mit dem feyerlichsten Ernst fort, „dieser Tag sieht das letzte Opfer. Ich habe lang genug gelebt, sonst — (hier richtete er seine Augen fest auf mich) — lebtest du nicht mehr. — Ich spürte dich am verwichenen Abend seit dem Untergang der Sonne auf. Zweimal legte ich mein Gewehr auf dich an; zweimal spannte ich meinen Bogen gegen Dich, mehr als einmal glänzte meine Streitart im Mondlicht. Doch mein Arm versagte mir seinen Dienst und Traurigkeit lähmte meine Seele. Ich bewachte dich, als du schlummertest. Selbst nicht der Gedanke, daß

so mein Vater schlief, munterte mich auf zum Tödten. Ich verließ dich; im Dickicht des Waldes warf ich mich zur Erde, und fragte den großen Geist, was er von mir fordere, und ob ich dein Blut vergießen solle? Und im Winde ertönte mir wieder die Stimme, die mir hier am Wassersturze zurief: „Kehre heim!“ Ich hörte sie; ich gehorchte. Folge mir, weißer Mann, und sey Zeuge meines letzten Opfers.“

Nun stiegen wir die Höhe hinab, auf welcher wir standen, und giengen auf dem wildverwachsenen Pfade zur Hütte zurück. Beim Eintritte lud mich der Indianer zum Essen ein, indem er auf das Mahl deutete, welches noch auf den Boden stand; doch ich lehnte es ab. Dann nöthigte er mich zum Sitzen, doch blos durch Geberden; ohne ein Wort zu sprechen. Er legte Gewand und Turban ab, und bekleidete sich mit einer bunten Festkleidung; dann nahm er die fünf Hirnhäute, welche an einer Schnur aus Baumbast aufgereiht waren, ab, und hieng sie um den Hals; die Hirnhaut mit den langen, weichen, nußbraunen Locken hieng in der Mitte und verbreitete sich mit schauerlicher Pracht über seine Brust. So angethan, m.t der Flinte in der Linken und der Streitaxt in der Rechten; die Kugeltasche, das Pulverhorn und das Scalpier-Messer im Gür-

tel, wandte er sich zu mir, und sprach: „Folge mir, und nimm die Büffelhaut mit, auf welcher du sitzest.“ — Ich that's, aber mit Mühe, denn die Haut war schwer und lästig zu tragen. Der Indianer schritt mit langsam gemessenem Schritt mit würdevoller Haltung voran. Bald begann er einen wild schwermüthigen Gesang in seiner Ursprache, welcher schauderhaft im Echo des Waldes wiederhallte. So erreichten wir das Gerüst, wo der Leichnam seiner Mutter lag; er bestieg dasselbe, legte Flinte und Streitaxt ab, nahm mir die Büffelhaut, breitete sie sorgsam über die Mutter, stellte zur andern Seite das irdene Gefäß mit den Gebeinen seines Vaters und der Handvoll Asche, mit welcher der Staub seines Weibes und seiner Kinder gemischt war. — Nach langen Schweigen ermannte ich mich endlich zu der Frage: „Es ist doch nicht Dein eigner Tod, welchen Du das letzte Opfer nennst?“

Er lächelte, und antwortete nicht.

„So habe Barmherzigkeit,“ fügte ich in schrecklicher Seelenangst hinzu, „und vernichte mich zuerst, denn hier in der Wildniß muß ich umkommen; wenn Du todt bist.“

Er schüttelte das Haupt und deutete empor zum Himmel.

„Nein,“ sprach er, „beachte das grüne Laub

und wandle mit dem Winde. Nun aber schweig! und wenn ich zum Geiste der Welt zurückgekehrt bin, dann bedecke mich mit der Büffelhaut, und entweiche."

Ich stand in der Angst, regungslos und kaum fähig zu athmen, während der Indianer ruhig war, und da lag, als schliefe er. Nun begann er wieder den Todtengesang mit tief klagender Stimme, der mich zu Thränen bewegte. Immer lauter und kühner ward der Gesang; er ward zum Siegeslied, seine Rachethaten gegen die Weißen meldend, und als er die Strafe: an dem Mörder des Vaters vollzogen, besang, ward er zum fürchterlichen Geheul, welches so schrecklich in der todtenstillen Waldung verhallte, daß mir das Blut in den Adern erstarrte. Plötzlich hielt er inne, und wiederholte nun mit sanfter Stimme den Todtengesang mit englischen Worten:

„Ich bin der letzte meines Stamm's!
Der letzte meines Stamm's bin ich!
Der Lebensstrom, der meine Adern füllt,
Verfließt im Meer und ist dahin!
Ich hatte einen Vater, eine Mutter;
Ich hatte ein geliebtes Weib und — Kinder,
Ich bin der letzte meines Stamm's. —
Ich habe Niemand mehr auf Erden.
Der Weiße kam,
Erschlug den Vater und des Vaters Väter;

Der Weiße kam —
Verbrannte meine Hütte
Am See der tausend Inseln,
Ich brachte Wildpret heimwärts von der Jagd,
Doch mein geliebtes Weib
Und meine Kinder,
Sie konnt' ich sammeln in der hohlen Hand.
Ich hatte keine Thräne
Zu mischen mit den Thränen meiner Mutter,
Die auf der Asche lag.
So floh ich in die Wildniß
Mit den Gebeinen,
Mit den Häuflein Staub,
Von denen, die ich liebte.
Des Vaters Blut,
Es netzte meine Lippen,
Als ich dem Mutter-Schooße mich entrang.
Des weißen Mannes Blut,
Es färbt die Streitart,
Die an's Grab mir folgt.
Ich habe recht gethan,
Mich rief der große Geist,
Ich soll nicht sterben; wie der Baum, der fällt,
Nicht wie das Korn, das reif der Sichel sinkt. —
Ich bin der letzte meines Stammes.
Nur meine eigne Hand
Kann mich entsenden
Zu dem Geist der Welt! — —

Bei diesen Worten zog er sein Skalpier-Messer aus dem Gürtel und führte mit fester Hand langsam einen Schnitt über den Unterleib. Das Blut ergoß sich; die Eingeweide schwollen

heraus. Mir flirrte es vor den Augen; ich lehnte an einem Baum und verbarg mein Antlitz in dessen üppigem Laube. Noch hörte ich seine Stimme, schwach, und immer schwächer die Worte wiederholen:

Ich gehe meinen Vätern zu,
Ich bin der letzte meines Stamm's,
Der Letzte meines Stamm's bin ich.

bis tiefes Stöhnen, ein plötzlicher Fall und völliges Schweigen mir verkündigte, er habe vollendet.

Ich sammelte nun meine Entschlossenheit, bedeckte den blutenden Leichnam des Kriegers mit der Büffelhaut und ließ ihn ruhen, nach dem entsetzlichen Kampfe, den er im Erdenleben durchgekämpft hatte.

Leicht fand ich den Weg zur Hütte zurück, bestieg mein Pferd, und des Raths, welchen mir der Indianer ertheilte, eingedenk, fand ich mich bald zurück an den Mörder-Creek. — Alles, was mir auf der Reise von dort bis nach Savannah begegnete, war nicht so merkwürdig als die Greuelscene im Urwald am Mörder Creek, die ich hier, der Wahrheit gemäß, erzählte.

(Nacherzählt von Röding, Dr.)

III.

Der Landstreicher.

Eine Erzählung von Krämer.

Geschwind, alter Heinrich, sagte der Kerkermeister, indem er den großen Schlüssel in die starke Thür von Eichenholz steckte; steh' auf! es ist Zeit; der Scharfrichter wartet!

Wie, jetzt schon? antwortete der Mann, der in einem Haufen Stroh eingewickelt lag. Er dehnte die nervigen Glieder, schloß die Fäuste und setzte nach einem langen Gähnen hinzu: das ist Schade, ich schlief so gut.

Er stand auf; brachte die Lumpen seines langen Ueberrocks von grauem Tuch in Ordnung; wischte die Strohhalme, welche ihm in Bart und Haare gekommen waren, ab; drückte die Ueberbleibsel eines alten Filzhutes in die Stirn, und sagte gelassen: Na! da wäre ich!

Der Scharfrichter wartete zwischen den beiden

Pförtchen. Er sah den Verurtheilten von der Seite an, und rief: Hurtig, wir müssen eilen!

Heinrich, alter Bursche, sagte der Kerkermeister, da ist eine schlimme Viertelstunde durchzumachen! Hier! trinkt das, um Euch aufrecht zu halten; und damit reichte er ihm ein großes Glas Branntwein, welches der Greis auf Einen Zug mit sichtbarem Vergnügen leerte.

Der Scharfrichter zog eine lange Schnur mit laufenden Knoten aus der Tasche, und band die Hände des Gefangenen, welcher ihm maschinenmäßig, und stillschweigend zusah, worauf beide sich auf den Weg nach dem Richtplatz machten....

Seit Langem kennt man den alten Heinrich; aber wer er ist, woher er kommt, wer seine Eltern sind weiß, Niemand. Er war kaum 18 Jahr alt, als man ihn das erste Mal die Gegend durchstreichen sah. Damals richtete er unbestimmte Fragen an die Leute, suchte sich auf eine geheimnißvolle Art über dieß und jenes zu unterrichten, kurz, war mit einer Nachforschung beschäftigt, welcher man nicht auf den Grund kommen konnte. Nach einiger Zeit schien er eine große Widerwärtigkeit erlitten zu haben und von tiefen Kummer ergriffen zu seyn. Von da an sah man ihn viele Jahre nicht mehr, und er mußte schon in ziemlich hohem Alter stehen, als

er plötzlich wieder zum Vorschein kam. Das Schicksal hatte sich ihm feindlich bewiesen, arm war er gegangen, als Bettler kehrte er zurück.

Was hatte er während seiner langen Abwesenheit gethan? wo sich aufgehalten? Er sagte es nicht. Er mußte weit herum gereist seyn; denn wenn es ihm in kalten Regennächten so gut wurde, sein Haupt unter dem Strohdach einer Scheune bergen zu dürfen, bezahlte er die Gastfreundschaft der guten Landleute damit, daß er ihnen, so lang sie in die Nacht hinein wach blieben, von fremden Ländern erzählte.

Einmal hatte er die Gegend vergebens durchstrichen, kein Allmosen war ihm geboten worden, der Schnappsack war leer. Ermattung und Noth zwingen ihn gegen Abend an dem Thor eines Schlosses um Unterkunft und einen Bissen Brod zu bitten. Beides wird ihm abgeschlagen; rauh jagt man ihn von dannen, und der Arme, auf seinen Stab gestützt, schleicht traurig nach einem benachbarten Gehölz, kriecht in das Gebüsch, und legt sich auf die Erde, um zu sterben.

Es war am Ende des Herbstes; ein Nebeltag. Der Wind pfiff, und es fing an, dichte Finsterniß zu werden. Durchdrungen von Kälte und Feuchtigkeit fühlt er bald die ganze Qual des Hungers... Könnte er nur schlafen! der morgende Tag wird vielleicht weniger schlimm seyn;...

aber der Schlaf kommt nicht, und der unglückliche Bettler duldet unerträgliche Schmerzen.

Er wiedersteht nicht länger. Er erhebt sich, nimmt seinen Stock, und kehrt nach dem Schloß zurück. Er hat einen Mauervorspruug bemerkt, der leicht zu erklimmen ist; ein Fenster, das ein wenig offen stand; es ist sehr spät; finstere Nacht; — er will blos Nahrung; mit einiger Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit kann es ihm nicht fehlen, jene zu finden.

Der Herr des Schlosses war ein Greis von mehr als achtzig Jahren; ohne Familie, ohne Gesellschaft, grämlich, hart und geizig.

Er hatte den Bettler an seinem Thor bemerkt, und sein argwöhnisches Auge war ihm bis an das Gebüsch nachgefolgt. Auf seinen Befehl wacht die Dienerschaft, und der arme Heinrich hat nicht so bald das Unglücksfenster erstiegen, als er sich ergriffen, geknebelt und auf der Stelle nach der Stadt abgeführt sieht, wo man ihn ins Gefängniß wirft. Dort findet er wenigstens ein Stück Brod, das ihm der Kerkermeister aus Mitleid anbietet.

— — — Von dem Schemel herab, auf welchen er angebunden ist, läßt der alte Bettler seinen Blick auf der Menge umherschweifen. Er zuckt die Achseln und lacht bitter. Was braucht Ihr Euch um mich zu drehen, als ob ich ein

seltsames Thier wäre? Aber Ihr habt Recht, macht die Augen weit auf; denn Ihr werdet mich nicht wieder sehen... Ich werde von dem Ort, wohin sie mich führen, nicht zurückkehren. Die Luft des Kerkers ist tödtlich für denjenigen, welcher seit so vielen Jahren kein anderes Bett als die Erde, keinen andern Vorhang, als den Sternenhimmel gehabt hat... Nein, der alte Heinrich kehrt nicht nocheinmal zurück... und ich hätte besser gethan, nie wieder zurückzukehren!... Aber ich liebte dieses Land! ich bin hier geboren, obwohl ich's noch Niemand gesagt habe.... Und wozu sollt' ichs auch? Ich hatte weder Eltern, noch Zufluchtsort, sie hatten mich unter das Kirchthor ausgesetzt.... Hm, hm! Vielleicht sind Einige unter Euch meine Oheime oder Vettern.... und mein braver Vater! Schade! daß er nicht hier ist, um mich anzuerkennen.... er würde sich über die Höhe freuen, worauf sein Sohn es gebracht hat. Hm! hm! — ich selbst habe keinen Sohn; kein armes Geschöpf auf der Erde wird mir dereinst sein Elend und seine Schmach vorwerfen können. Ich habe allein gelebt und bin allein alt geworden!.... Einmal freilich... es ist lange her!.... liebte ich ein junges Mädchen, die auch mich heirathen wollte; und ich war der Mann, uns beiden Unterhalt zu verschaffen; aber

ich mußte ihr wohl sagen, woher ich sey, und da sie sah, daß ich nach vielen Nachforschungen weder Vater noch Mutter auffinden konnte, hat sie mich da herauf gebracht!... denn es war mein Unglück... der Gram faßte mich, und ich fieng an durch die Welt zu laufen, und ward ein armer Bettler, alt und ohne Stütze,... und da hatte ich einmal so sehr Hunger, und Niemand wollte mir zu essen geben.

Bei diesen Worten läßt er seinen Kopf auf die Brust fallen und fängt an zu weinen.....

Da kommt der Scharfrichter mit seinen Gehülfen zurück, welcher eine Kohlpfanne trägt, worauf das rothglühende Brenneisen liegt. Sie steigen empor, und stellten sich neben den Verurtheilten. Der Gehülfe entblößt ihm die Schulter; der Scharfrichter bückt sich, das Eisen aufzunehmen... der Alte schaudert zusammen, und stößt einen Schmerzensschrei aus; ein leichter Rauch erhebt sich, und das Zeichen der Schmach ist auf ewig eingedrückt! — —

— — — Eine eiserne Lampe, auf das Kamin gestellt, erleuchtet schwach die Krankenstube des Gefängnisses. Auf einem Strohsack nnd einer Matraze, welche von einer alten, zerflickten Decke kärglich verhüllt wird, liegt ein Mann der von Schwäche und Krankheit niedergewor-

fen scheint. Sein Gesicht ist gegen die Mauer gewandt. Ein irdener Krug mit ausgebrochenen Scherben und ohne Henkel, steht auf einem hölzernen Stuhl neben dem Lager.

Der arme Teufel wird zu thun haben, um davon zu kommen, sagte der Kerkermeister zu einem Priester, den er hereinführte. Sehen Sie seit er auf dem Markt Schildwacht stehen mußte, Anfangs Winters ... das verdammte Schloß, ich glaube der Teufel selbst könnte sich daran die Finger verrenken! ... He, Alter! herzhaft! da bring ich dir einen Besuch.

Der Greis antwortet nicht.

Mein Freund, sagte der Priester, ich bin ein Diener des Gottes des Erbarmens. Hört mich an, ich bringe euch Trost.

Der Greis antwortet nicht.

Er schläft, entgegnet der Kerkermeister; warten Sie, ich will ihn wecken. — Er rüttelt den Kranken sanft und beugt sich über ihn... daß dich! ruft er, er ist todt!

Ohne gebeichtet zu haben, sagt der Priester, der Unglückliche! Es war ein Priester nach dem Evangelium. Er kniete auf das Steinpflaster und betete für die Seele des hingeschiedenen Bettlers. — —

— — In die Kissen eines Lehnstuhls gesenkt unterhielt sich der Herr des Schlosses mit seinem

Arzt. — Mir ist nicht wohl, Doktor; meine Füße werden schwach, und ich fühle häufigen Schwindel. — Mein theurer Herr, Sie müssen sich zerstreuen. In ihrem Alter taugt die Einsamkeit nicht, und es fehlt Ihnen an Pflege. Sie sollten eine Ihnen ergebene Person aus Ihrer Familie zu sich nehmen. —

Ergeben? ja doch! meine Vettern sind Nichts weiter, als Erben... (mit einem schweren Seufzer und düsterer Stirn. — Nach einer Pause) Nun: Sie sagten ja, der Bursche, welcher mich morden wollte, sey todt? Hat er endlich eingestanden? weiß man was Näheres von ihm

Nichts, als daß er ein Findelkind ist, der ehemals im Stadt-Hospital erzogen wurde.

Im Hospital unserer Stadt?

Nun, mein Gott, warum denn nicht? Er hatte mir gestern morgen Alles erzählt. Er bewahrte sorgfältig eine alte Karte, auf welcher eine Art Hieroglyphe gezogen ist, und einen eisernen Ring, den er mir einhändigte... Hier! da hab ich sie eben noch in meiner Brieftasche.

Der Achtzigjährige wirft einen Blick auf diese Gegenstände.... „Gott, ruft er, und der Schlag des Todes durchfährt ihn, es war mein Sohn!"

IV.

Die unglückliche Mahlzeit.

(Aus Blockwoods Magazine.)

Wir waren an fünf Wochen auf dem Meer gewesen, als Kapitain durch angestellte Beobachtungen fand, daß wir uns 130 Meilen von der nördlichen Küste von Jamaika befanden. Günstige Winde und eine stille See waren bisher unsere beständigen Begleiter gewesen, und Alles im Schiffe vereinigte sich, die Enge und Eintönigkeit einer langen Seereise weniger unangenehm zu machen, als sie zu seyn pflegen. Die Kajüte-Passagiere bestanden aus dem Major und Mistriß L.... ein junges Ehepaar; Miß P.... der letztern Schwester; Hr. D.... ein junger Irländer, und mir selbst. Unser Kapitain war ein Mann von angenehmen Sitten und aufgeklärtem Sinn, und ein äußerst angeneh=

mer Gesellschafter . . . Indessen hatte er doch manche der Schwächen und Vorurtheile der Seeleute. Die Damen hatten ihn oft gebeten einen von den Vögeln zu schießen, welche die Matrosen Mother Carey's Chickens nennen, um eine Zeichnung davon zu nehmen; dieß lehnte er aber immer ab, ohne einen befriedigenden Grund für seine Abgeneigtheit, ihnen in diesem Punkt gefällig zu seyn, anzugeben. Zuletzt schoß Hr. D. zwei derselben, nachdem er zuvor vergeblich zwischen große Heerden derselben hineingeschossen hatte. Der Kapitain schien äußerst erschrocken, als er die Vögel ins Wasser fallen sah. „Wollen Sie so gut seyn und das Boot hinablassen, um sie aufzuheben?" sagte Hr. D.... „Ja, mein Herr," erwiederte er, „wenn Sie damit abfahren und nie mehr zum Schiff zurückkommen wollen — dieß ist eine ernsthafte Sache — wir haben gewiß noch nicht das Letzte davon gesehen." Mit diesen Worten ging er weg, ohne einen Befehl hinsichtlich der Hinablassung des Bootes gegeben zu haben; und die Matrosen, welche zugegen gewesen waren, sahen aus, als wenn sie nicht gehorcht haben würden, selbst wenn er es befohlen hätte. — Ob wir gleich kein Land sahen, so zeigte doch Alles an, daß wir uns in den westindischen Gewässern befanden. Der Himmel hatte seit einigen Tagen ei-

nen hellern Glanz angenommen, und lange Ketten kegelförmig gestalter Wolken flogen am Gesichtskreis hin. Landvögel mit prachtvollem Gefieder flatterten oft um das Schiff her, und es schien uns zuweilen als könnten wir in dem Wind, welcher unsere Segel schwellte, einen Kräutergeruch wahrnehmen. — An einem lieblichen hellen Morgen, als wir mit jeder Stunde das Land zu erblicken hofften, zeigten sich einige Delphine vor dem Schiff. Wir fingen eine große Menge derselben und einer andern Fischart mit Angeln, uud gaben sie dem Verwalter, mit dem Befehl, einen Theil davon zum Mittagsmahl bereiten zu lassen, und das Uebrige unter der Mannschaft zu vertheilen. — Es war gerade St. Georgstag, der Kapitain hatte dem Tag zu Ehren reichlich auftragen lassen, und das Glas ging munter im Kreise herum. Nach Tisch schlug der Kapitain mit allgemeinem Beifall einen Tanz auf dem Verdeck vor, wozu zwei Matrosen, welche das Klarinet bliesen, spielen sollten. Eben hatte er hierzu Befehl gegeben, als man ihn benachrichtigte, daß der Mann am Steuerruder beinahe sinnlos niedergestürzt, und ein anderer Matrose so krank sey, daß er kaum den Mund öffnen könne. Der Kapitain wurde blaß und eilte aufs Verdeck. All' unser Frohsinn war auf einmal dahin, ohne daß wir recht wußten warum; und

der Major bemerkte stotternd, die Matrosen pflegten unter heißen Himmelsstrichen oft plötzlich krank zu werden. — Nach einer kurzen Pause sandten wir den Bedienten aufs Verdeck, um nachzusehen, wie es dort stehe. Er kam sogleich zurück mit der Nachricht, die Matrosen seyen viel schlimmer, und ein dritter habe so eben auch einen Anfall bekommen. Kaum hatte er ausgeredet, als die Majorin einen Schrei ausstieß und rief, ihre Schwester sey ohnmächtig geworden. Dieß vermehrte unsere Besorgnisse, und der Major und Hr. D.... zitterten so sehr, daß sie kaum die Dame in ihr Zimmer zu bringen vermochten. — Alle Unterhaltung war nun zu Ende, und Niemand sprach ein Wort, bis die Majorin von ihrer Schwester zurückkam. Während wir uns nach dem Befinden derselben erkundigten, trat der Kapitain in der schrecklichsten Unruhe in die Kajüte. „Welch ein Unglück,“ rief er; „die Sache ist — es ist meine Pflicht es Ihnen zu sagen — ich fürchte, wir sind alle durch den Fisch, den wir gegessen haben, vergiftet. — Einer der Matrosen starb vor ein Paar Minuten und fünf andere sind gefährlich krank.

— „Vergiftet! lieber Gott vergiftet? Müssen wir alle sterben?“ rief die Majorin auf die Knie stürzend. „Was ist zu thun?“ schrie der Major in Verzweiflung; „gibt es keine Gegenmittel?“

— „Keine so viel ich weiß,“ erwiederte der Kapitain. „Alle Mittel sind vergeblich. Das Gift ist allzeit tödtlich, ausgenommen — aber ich fühle schon dessen Wirkung — halten Sie mich, kann dieß Einbildung seyn?“ Er taumelte auf die Seite, und würde zu Boden gefallen seyn, hätte ich ihn nicht gehalten. Die Majorin hing sich, ungeachtet seiner scheinbaren Fühllosigkeit, an seinen Arm, und rief mit verzweiflungsvollen Ton: „gibt es keine Hülfe — kein Erbarmen — Niemand, der uns rettet? „und sank dann ohnmächtig in die Arme ihres Gatten, der sich mit zitternden Lippen gegen mich wandte; „Sie sind ein glücklicher Mensch; Sie haben nichts, das Ihre letzten Augenblicke verbittern könnte. — O Vorsehung! mußte ich so vielen Gefahren entgehen, blos um diesen Jammer zu erdulden.

Die Majorin erholte bald sich wieder, und ich suchte ihr Gemüth durch die Bemerkung zu beruhigen, daß Gifte nicht für alle Menschen gleich verderblich seyen. „Ist dann doch noch einige Hoffnung da?“ rief sie. — „O Gott, möge dem doch also seyn! Wie schrecklich mitten auf dem Ocean, fern von den Freunden und Verwandten zu sterben, und dann in die Tiefe geworfen zu werden!“ — „Eine Sache gibt es,“ sagte der Kapitain mit leiser Stimme,“ ich wollte

Ihnen sagen, daß — aber dieser Schmerz! ich meyne ein Heilmittel.“ — „Sprechen Sie aus!“ schrie der Major in schmerzlicher Erwartung. Es möchte Sie vielleicht retten können, fuhr jener fort; „Sie müssen sogleich“ — mit einem tiefen Seufzer ließ er das Haupt auf die Brust fallen, und schien kein Wort weiter hervorbringen zu können. „O, das ist schrecklicher als alles!“ rief die Majorin in Verzweiflung; er war auf dem Punkt uns zu sagen, wie wir der Wirkung des Giftes entgegenarbeiten könnten. — War das die himmlische Barmherzigkeit, die ihn der Sprache beraubte? Kann man das Barmherzigkeit nennen?“ — „Still, still! du rasest!“ erwiederte ihr Gemahl. „Jetzt bleibt uns nichts als Unterwerfung übrig — laß uns wenigstens zusammen sterben.“ — Die Mannschaft hatte anderthalb Stunden vor uns gegessen, und fühlte folglich die Wirkung des Giftes weit früher als wir. Jetzt zeigten sich aber bei jedem bedenkliche Symptome. Hr. D.... wurde wahnsinnig; der Major lag in völliger Gefühllosigkeit am Boden der Kajüte; und der Kapitain hatte alle Gedanken in einem großen Glase Branntwein ersäuft. Die Majorin beobachtete eins ums andere ihren Gemahl und ihre Schwester in stiller Verzweiflung. Ich litt im Vergleich mit den übrigen nur wenig, und leistete

ihnen also meinen Beistand, bis sie keiner Hülfe mehr fähig schienen, und setzte dann mich nieder in der Erwartung aller Schrecknisse, welche aus dem Tod der ganzen Mannschaft erfolgen müßten. — Während ich so da saß, hörte ich wie der Steuermann rief: „der Wind hat uns ganz herum geworfen.“ Worauf eine Stimme, die ich als die des Unterbefehlshabers erkannte, erwiederte: „nun, was geht das uns an! leg' es vor den Wind, und laß es laufen, wohin es will.“ Ich bemerkte bald an dem Geräusch des Wassers, daß das Schiff um vieles schneller segelte, und ging aufs Verdeck, um zu sehen, was die Ursache davon sey. — Ich fand den Unterbefehlshaber (Mate) am Boden liegen, und konnte kein Wort von ihm herausbringen. Der Steuermann band ein Seil um das Ruder, und sagte mir, er sey so blind und schwindlich, daß er weder steuern noch den Compaß sehen könne, daher wolle er das Ruder so binden, daß der Schiffsschnabel so nahe am Winde bliebe als möglich. Die ganze Mannschaft lag auf dem Verdecke umher, entweder wirklich gefühllos oder gleichgültig gegen die gefährliche Lage, worin sich unser Schiff befand; und alle meine Vorstellungen über diesen Punkt blieben unbeantwortet. Wir hatten bei weitem zu viele Segel aufgezogen, denn wir hat-

ten ein günstiges Lüftchen gehabt, ehe uns der Wind auf die erwähnte Art entgegen sprang. Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang schien ein jeder am Bord schlimmer geworden zu seyn. Ich allein behielt meine Sinne frei. Der Wind blies sehr frisch, und wir legten an zehn Meilen die Stunde zurück. Der Himmel war mit großen Flocken zerrissener Wolken bedeckt, und die Sterne warfen zornig ihre Lichter hindurch, während sie der Wind heftig an sie vorbei trieb. Die See fing an starke Wellen zu schlagen, und die Masten zeigten durch ihr beständiges Krachen, daß sie mehr Segel führten, als sie wohl ertragen konnten. — Ich stand allein bei dem Schiffsschnabel. Weder über noch unter dem Verdeck hörte man etwas anders als das Schlagen der Wellen und das Heulen des Windes. Alle Menschen an Bord waren für mich so gut als todt; und ich wurde ohne irgend einen Leidensgefährten auf der wilden Wasserfläche umhergetrieben. Das Schiff als es so unbeherrscht von menschlicher Hand, über die brausende Tiefe dahin schoß, schien unter der Gewalt eines unerbittlichen Geistes zu seyn, dessen Launen die unglückliche Mannschaft auf eine geheimnißvolle Art durch eine höhere Macht hingegeben war. — Ich zitterte aus Furcht gegen einen Felsen oder ein Ufer geworfen zu

werden, und oft erschien mir das schwarze Gewölk, das sich am Gesichtskreis aufthürmte, als die furchtbaren Klippen einer unwirthbaren Küste. Zuletzt sah ich deutlich ein Licht — ich befürchtete augenblicklichen Untergang — ich wurde unschlüssig ob ich dem Tode auf dem Verdeck begegnen, oder denselben unten im Schiff erwarten sollte. Bald entdeckte ich ein Schiff, eine kleine Strecke vor uns — instinktmäßig lief ich ans Steuer, und band das Ruder los, welches im Umschnellen mich zu Boden warf. Jetzt vernahm ich ein schreckliches Krachen und ein lautes Geschrei, und ich sah, daß wir mit einem andern Schiffe verwickelt waren. Die Schnelligkeit aber, womit wir dahin flogen, machte uns in einem Augenblick wieder frei; indem ich zurücksah, erblickte ich ein Schiff ohne Bogspriet, das unregelmäßig zwischen den Wellen herum trieb; auch hörte ich das Rasseln von Tauen und ein verwirrtes Geschrei von Stimmen. In Kurzem aber verlor sich alles aus dem Gesicht und Ohr. — Meine Lage erschien mir doppelt schrecklich, wenn ich bedachte, daß ich eben erst Menschen so nahe gewesen, daß sie uns alle hätten retten können, hätte uns nicht ein übles Geschick vorwärts gejagt und uns zum Mittel gemacht, denjenigen zu schaden, die uns allein Hülfe zu bringen vermochten. —

Gegen Mitternacht brach unser Vordermast und fiel mit einem fürchterlichen Krachen aufs Verdeck. Das Schiff flog sogleich herum, und fing an auf eine schreckliche Art umherzutaumeln, während mehrere Wellen hintereinander sich über dasselbe hervorbrachen. — Ich wollte eben in den Raum hinabsteigen, um dort Schutz zu suchen, als eine weiße Gestalt mit einem wilden Gekräusch bei mir vorbei flog und über Bord sprang, ich sah sie zwischen den Wogen treiben und gewaltsam mit den Armen zappeln, hatte aber kein Mittel ihr beizustehen. Eine Zeitlang bemerkte ich noch, wie ihre gichterische Anstrengung immer schwächer und schwächer wurde, zuletzt aber verlor sie sich zwischen den Schaum der brechenden Wellen. Die Dunkelheit gestattet nicht denjenigen zu erkennen, der sich in einem Augenblick des Wahnsinns dem Tode in die Arme geworfen, und ich hatte nicht den Muth der Sache weiter nachzuforschen, und wünschte vielmehr, daß es ein Gespenst meiner verwirrten Einbildungskraft gewesen seyn möchte, als ein menschliches Wesen. — Da sich das Meer noch immer über dem Schiffe brach, so ging ich in die Kajüte hinab. Hier herrschte eine völlige Finsterniß. Ich rief den Kapitain und meine Reisegefährten bei Namen, erhielt aber von keinem eine Antwort, obgleich, wie

mir, so oft das Geräusch der Wellen etwas nach ließ, vorkam, ich ein schnelles Athmen vernahm. Dieß hielt ich aber für Einbildung und dachte, sie seyen wohl alle todt. Ich fing an nach Luft zu haschen, es war mir als befände ich mich in einem großen Sarge mit mehreren Leichen eingeschlossen, an deren Seite ich mein Daseyn hinschmachten müßte. Mit dem Geräusche des Donners schlug die See gegen die Seite des Schiffes, und das Gekrach der einbrechenden Planken gab schreckhafte Beweise von der Gefahr, welche uns drohete. Das Schwanken des Schiffes hatte mich mehreremale gegen die Wand geworfen, ich tappte daher nach meinem Bette, wo ich ungeachtet der Schrecknisse, die mich umgaben, allmählich einschlief. — Bei meinem Erwachen bemerkte ich bei den hereinfallenden Sonnenstrahlen, daß der Morgen schon weit vorgerückt war. Das Schiff taumelte noch immer heftig umher, das Geräusch des Windes und der Wellen hatte aber gänzlich aufgehört. Ich stand auf und wagte es kaum umher zu blicken, aus Furcht ich möchte meine Besorgnisse hinsichtlich meiner Gefährten bestätigt finden. — Das erste was ich erblickte, war der Kapitain, welcher völlig todt auf einer Seite der Kajüte lag. Ihm gegenüber lag der Major L.... am Boden ausgestreckt, und hielt die Klinke an sei=

ner Gemahlin Stubenthüre fest in der Hand. Er hatte vermuthlich im Todesschmerz von der geliebten Gattin Abschied nehmen wollen, vermochte aber nicht sich weiter zu schleppen, als wo er jetzt lag. Er schien in den letzten Zügen zu seyn, und seine Gemahlin, welche bei ihm saß, schien von Kummer und Angst erschöpft. Sie versuchte mehreremale zu reden, und zuletzt gelang es ihr mir zu sagen, daß ihre Schwester sich besser befinde. Den Hr. D.... sah ich nirgends, und schloß also, daß er es gewesen seyn müsse, der sich die Nacht zuvor ins Meer gestürzt. — Als ich aufs Verdeck kam, fand ich den Himmel heiter und wolkenlos, und in der Luft war nicht das leiseste Wehen eines Windes zu spüren. Die See hatte die schönste hellgrüne Farbe und war so glatt wie ein Spiegel, ausgenommen, wenn sich das Wasser von der Seite her, von welcher die Nacht vorher der Wind gewehet hatte, ein wenig kräuselte, und so klar, daß man bis auf den Boden hinab sehen konnte. — Vier Matrosen waren todt; der Unterbefehlshaber und die drei Uebrigen aber hatten sich so weit erhohlt, daß sie sich auf den Beinen halten konnten. Das Schiff war beinahe ein Wrack; und nach allen Anzeichen befanden wir uns bei den Bahama Inseln, ob wir gleich nicht genau wissen konnten, in welcher Gegend derselben. —

Der Tag ging traurig vorüber. In jedem aufsteigenden Wölkchen sahen wir den Vorboten des wieder aufspringenden Windes, wovon wir alles zu befürchten hatten. Den größten Theil unserer Zeit brachten wir mit den Vorbereitungen zur Bestattung der Leichen zu. Der Zimmermann bereitete eine hinlängliche Anzahl Diele, auf deren jedes wir eine der Leichen mit den nöthigen Gewichtern festbanden, um sie in die Tiefe zu versenken. — Gegen zehn Uhr Abends fingen wir an die Leichen hinabzulassen. Den ganzen Tag über hatte eine Todtenstille geherrscht, und nicht ein Wölkchen verdunkelte den Himmel. Die Sterne spiegelten sich so rein in dem Elemente unter uns, daß es schien als übergäben wir unsere hingeschiedenen Gefährten einem eben so glänzenden Himmel als der, welcher sich über uns wölbte. Unsere Handlung sowohl als unsere Lage hatte etwas Schauerlich-Feierliches. Ich las das Todtenamt, alsdann senkten wir die Leichen hinter einander an der Seite des Schiffes hinab. Die See zitterte um eine jede, als ihr Fall anzeigte, daß die Wasser sich über dieselben schlossen, und sie sanken alle langsam und eine nach der andern, von einem traurigen Helldunkel umgeben, durch welches wir ihrem Versinken durch die unbewegliche Tiefe nachsehen konnten, auf den Meeresgrund.

Als diese letzten Pflichten erfüllt waren, begaben wir uns in tiefer Stille hinweg — Gegen Mitternacht ließen die Matrosen den Anker hinab, welches sie bis jetzt noch nicht zu thun vermocht hatten. Auch gelang es ihnen, die meisten Segel einzureffen, und wir gingen mit der tröstlichen Hoffnung zur Ruhe, daß wenn auch der Wind sich wieder erheben sollte, wir demselben würden widerstehen können. Früh des andern Morgens weckte mich ein verwirrter Lärm auf dem Verdeck. Ich eilte hinauf und fand die Matrosen unverwandt an der Seite des Schiffes hinabstarren, — ich fragte, ob unser Anker festhielte? — „Ja wohl,“ erwiederte einer derselben; „viel fester als wir wünschen.“ Als ich mich dem Geländer näherte und gleichfalls hinabsah, erblickte ich zu meinem größten Erstaunen und Entsetzen die Leichen am Boden des Meeres, als wenn sie eben erst hinabgelassen worden wären. Wir konnten sogar unter der Wassermasse ihre Gesichtszüge dunkel durchschimmern sehen. Zufällig fiel ein großes Stück Holz ins Wasser, und die Bewegung, welche dieses verursachte, erzeugte eine scheinbare Vermehrung ihrer Anzahl, und eine schreckhafte Verzuckung ihrer Glieder und Gesichtszüge. Hundert Leichname schienen sich empor zu heben und unter einander zu zappeln und nach und nach in dem

kreiselndem Wasser zu verschwinden, so wie es in den Stand der Ruhe zurücktrat. — Wir waren jetzt zwar von den Verheerungen und der wirklichen Gegenwart des Todes frei, aber dessen Gestalt verfolgte uns ohne Unterlaß. Wir wagten es kaum über die Seiten des Schiffes hinabzusehen, aus Furcht, die verzerrten Züge eines unserer vorigen Gefährten zu erblicken. Die Matrosen flüsterten sich unter einander zu, daß wir nie würden aus dieser Stelle kommen können, und daß das Schiff mit den todten Körpern, die darunter lägen, wegfaulen würde.

Gegen Abend erhob sich ein frischer Wind und ließ uns hoffen, daß wir bald ein Schiff erblicken dürften, welches uns Hülfe reichen könnte. Bei Sonnenuntergang, als der Unterbefehlshaber einige Befehle gab, rief einer der Matrosen: „Gott sey Dank, hier sind sie!" — „Wo, wo?" fragte der andere, indem er zu ihm hin lief. Er zeigte auf einen Flug Sturmmöven (Mother Carey's Chickens in der Matrosen-Sprache), welche eben vor dem Schiffsschnabel erschienen waren, und fieng an zu zählen, wie viel derselben seyen. Ich fragte, was es gäbe. „O, Patron, daß nun das Schlimmste vorüber ist, das ist alles. Es ahnet mir, daß wir, ehe zwanzig Stunden vergehen, ein Schiff sehen werden." — „Habt ihr irgend einen Grund

für diese Meynung!“ fragte ich. „Zuverlässig,“ erwiederte er; „sind nicht jene Vögel dort die Geister der braven Kerls, die wir gestern Abend über Bord warfen! Ich wußte wohl, daß wir nicht von dieser Stelle kommen würden, bis sie sich über dem Wasser gezeigt. Indessen, weiß ich doch noch nicht ganz gewiß, wie es mit uns gehen dürfte,“ fuhr er mit einem besorgten Blick nach den Vögeln fort: „Sie bleiben etwas zu lange in der Nähe des Schiffes.“ — „Ich habe immer gehört,“ sagte ich, „diese Vögel seyen die Verkündiger von schlechtem Wetter, oder irgend einer unangenehmen Begebenheit, und dieß scheint mir allerdings der Fall zu seyn.“ — „Freilich, freilich,“ versetzte er, „man sagt die Erfahrung macht die Narren klug, und ich habe es so gefunden; es gab eine Zeit, wo ich nicht glaubte, daß diese Dinger etwas anderes seyen, als gemeine Vögel; jetzt bin ich aber eines bessern belehrt. — O ich habe solche wunderbare Dinge erlebt! — Ist es nicht natürlich zu vermuthen, daß diese kleinen Geschöpfe, welche einst das waren, was wir sind, eine Art von Freundschaft für die Matrosen fühlen, und sie warnen sollten, wenn böses Wetter oder ein Unfall vor der Hand ist, damit ein jeder aufs Schlimmste gefaßt sey?“ — „Glaubt ihr,“ sagte ich, „daß auch andere als Seeleute in solche

Vögel verwandelt worden sind?" — „Nein gewiß nicht," versetzte er; und keine andere als ertrunkene Matrosen, oder solche, die nach ihrem Tode über Bord geworfen worden. In der Gestalt der Sturmmöven leiden sie eine Art von Fegfeuer und werden für ihre Sünden bestraft. Sie fliegen über dem weiten Ocean umher, weit hinweg vom Lande, und finden nimmer eine Ruhestätte, bis es dem Allmächtigen gefällt, sie von ihren Fesseln zu befreien und sie zu sich zu nehmen." — Am folgenden Morgen weckte mich die frohe Botschaft, daß ein Schooner im Angesicht sey und unser Signal beantwortet habe. Er kam mit gutem Wind auf uns zu, und in einer Stunde legte er bei und sprach mit uns. Sobald wir den Kapitain von unserer traurigen Lage benachrichtigt hatten, ließ er ein Boot herab und kam mit drei seiner Leute zu uns an Bord. Es war ein starker untersetzter Mann von dunkler Gesichtsfarbe, und seine Sprache verrieth ihn als einen Amerikaner von den südlichen Staaten. Unser Unterbefehlshaber erzählte ihm der Länge nach unsere Begebenheit, worauf jener aber wenig zu achten schien, und ihn bald mit der Frage unterbrach, worin unsere Ladung bestehe. Als man ihn hiervon berichtete, sagte er: „wie die Sachen stehen, so ist es wohl euer ernstlicher Wunsch, so bald wie

möglich in einen Hafen zu kommen." — „Ohne Zweifel," erwiederte der andere, „ist das unser Wunsch; und wir hoffen, solchen mit euerer Hülfe auszuführen." — „Freilich," erwiederte der Kapitain, „wir müssen alle einander beistehen. Nun ich dachte eben, daß es eurer Plan seyn würde nach Neu Providenz zu segeln, meine Bestimmung ist nach St. Thomas, und ihr könnt nicht erwarten, daß ich mit euch umkehre, oder euch einige von meinen Leuten abtrete, denn das Gedeihen meiner Geschäfte hängt von meiner schnellen Ankunft im Hafen ab. Nun, ich habe drei Schwarze bei mir an Bord, — die verfluchten Kerls verstehen freilich wenig vom Seewesen, und sind faul wie der Teufel, aber peitsch sie nur brav, Patron, peitsch sie nur sag' ich, und sie sind gut genug. Nun was ich sagen wollte, ich will euch diese Schwarzen überlassen, wenn ihr mir einen ordentlichen Preis dafür gebt, und sie mir baar bezahlt." — „Dieser Vorschlag klingt sonderbar genug in ein englisches Ohr," sagte unser Unterbefehlshaber; — „indessen wie viel fordert ihr für euere Sclaven?" — „Ich kann sie nicht unter 300 Thaler das Stück gehen lassen. Ich sollte denken, man gebe mir mehr dafür auf St. Thomas, denn hol' mich der T. — es sind tüchtige Burschen." — Unser Unterbefehlshaber

Bayerische Staatsbibliothek München

protestirte gegen eine solche Forderung, indem er sagte, ein brittischer Seemann würde seinen Beistand ohne Bezahlung gegeben haben. Der Amerikaner erbot sich hierauf, 20 Thaler für den Mann nachzulassen; da man ihm erklärte, es sey kein Geld auf dem Schiffe, so sprang er ohne Weiteres in sein Boot, und mit der Versicherung, er habe keine Zeit über Menschlichkeit zu schwatzen, fuhr er nach seinem Schiffe zurück, das wir bald aus dem Gesichte verloren. — Eine Zeitlang sahen wir uns in stiller Verzweiflung an, dann brachen die Seeleute in Flüche und Verwünschungen gegen den herzlosen Amerikaner aus. Der Major und seine Gemahlin befanden sich unten im Schiffe und hörten alles, was vorging. Als der Kapitain zuerst an Bord kam, waren sie voller Entzücken, indem sie nicht zweifelten, daß er uns ohne Verzug von den Gefahren und Schwierigkeiten, welche uns umgaben, erlösen würde; bald aber schwanden alle ihre Hoffnungen, und als ich hinab kam, fand ich die Majorin in Thränen schwimmend. — Indessen ermunterten wir die Seeleute zur Anstrengung. Sie schafften die Trümmer des zerbrochenen Mastes vom Verdeck, errichteten einen Nothmast an dessen Stelle, und nach dem dieses in Ordnung gebracht war, lichteten wir die Anker und steuerten auf Neu-Providenz zu. Der

Unterbefehlshaber war glücklicher Weise mit den Schwierigkeiten der Fahrt in diesen Meeren bekannt. Das Wetter blieb günstig, und nach zweien Tagen der Hoffnung und Sorgen warfen wir nahe am Ufer der Inseln Exuma Anker. — Die Ankunft unsers Schiffes und die mit diesen Umständen verknüpften Begebenheiten wurden bald auf der Insel bekannt, und verschaften uns eine freundliche Einladung in die anmuthige Wohnung eines Pflanzers, welche wir annahmen; und die Reitze der Landschaft machten uns bald alle die auf dem Meere ausgestandenen Leiden vergessen.

V.

Aus dem Tagebuch eines englischen Lords auf dem Wiener-Congreß.

Eines Abends fesselte der Baron vom Ompteda bei einer Soiree der Gräfin von F—s meine ganze Aufmerksamkeit durch Erzählung der Geschichte des Grafen und der Gräfin von Plettenberg, die beide sich in der Gesellschaft befanden, und deren melancholische, und abgemessene Haltung mich bewog, über die Ursache einer so ungewöhnlichen Erscheinung, die so befremdend gegen die Heiterkeit des glänzenden Cirkels abstach, Erkundigung einzuziehen.

„Sie müssen erst sehr kurze Zeit in Wien verweilen," sagte der Baron, sonst würden Sie wohl über die Verhältnisse des Grafen und der Gräfin unterrichtet seyn, die eben so seltsam sind, als sie einen nicht unwichtigen Beitrag zu

den Räthseln jener geheimnißvollen Tiefe des menschlichen Gemüthes bilden, in welchem Liebe und Haß, wie Schmerz und Freude, dicht nebeneinander ruhen.

Der Graf von Plettenberg trat nach dem Tode seines Oheims in den Besitz eines unermeßlichen Vermögens, so daß er unter dem reichsten und vornehmsten Adel des österreichischen Kaiserthumes einen ausgezeichneten Rang einnahm. Mit den Vorzügen seiner glänzenden Abkunft verband er viele persönliche, und der Ruf von seinen zahlreichen galanten Abentheuern, in die er während seiner Reisen verwickelt war, machte ihn zum Liebling jener Frauen, die einen Mann nach der bestehenden Außenseite liebenswürdiger Sittenfeinheit, nicht nach seinen Grundsätzen beurtheilen. So wurde ihm die Ehre zu Theil, als das Ideal jener Männer betrachtet zu werden, deren Eitelkeit in dem Siege über die Schwäche der Weiber sich ihre Lorbern pflückt; ein Ruhm, der oft jedes andere Verdienst aufwiegt. Noch ein halbes Jahr und Plettenberg wurde mündig, als sein Haushofmeister Durberg, der ihn nie sah, außer wenn der Graf neuer Geldzuschüsse bedurfte, einen Augenblick um eine Unterredung über eine Sache von der höchsten Wichtigkeit bitten ließ. „Nun, Durberg,“ sagte der Graf, bei dem Eintritt sei-

nes Haushofmeisters, „Sie kommen wahrscheinlich mir wieder eine Predigt zu halten, die unausbleiblich wie der Donner auf den Blitz folgt, so oft Sie Ihre theuren Geldsäcke etwas magerer werden sehen.“ — „Keineswegs,“ erwiederte der Haushofmeister, sich tief verbeugend, „ich komme blos um Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, den Sie, wie es scheint, ganz aus dem Gesichte verloren haben; obgleich er nichts Geringeres betrifft, als den künftigen Besitz ihres Ranges und Vermögens.“ — „Gut, Durberg, ich höre. Reden Sie kurz und ohne Umschweife.“ — „Herr Graf,“ nahm der Haushofmeister das Wort, „Sie scheinen völlig die Klausel in dem Testamente Ihres Oheims vergessen zu haben, vermöge welcher Sie ausdrücklich gehalten sind, bevor Sie noch in ein reiferes Alter treten, ein Fräulein von edler Geburt zu heirathen, bei Strafe, alle Rechte auf die Erbschaft der Güter von Plettenberg zu verlieren. Die Seitenlinie Ihrer Familie, welche Sie mit Falkenaugen beobachtet, wird sich wohl hüten, Sie aus dem Traum der Vergessenheit zu erwecken, bis Sie unrettbar in den Abgrund hinabgestürzt sind. In wenigen Monaten werden Sie mündig und es ist noch völlig ungewiß, ob Sie in so kurzer Zeit ein Fräulein finden werden, welches mit den erforderlichen Ei=

genschaften ausgestattet ist; denn sie muß Gräfin von wenigstens vier Ahnen seyn. Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, ziehen Sie diese Sache ernst und vor Allem schnell in Erwägung; denn Ihr Vermögen und Ihre Ehre hängt davon ab." — „Und Ihre Haushofmeister-Stelle auch, Durberg. Gut, beruhigen Sie sich. Ich werde die Sache um unser beiden willen, bedenken." Der Graf hielt sein Wort; wenige Tage darnach schrieb er an einige seiner Freunde auf dem Lande und ersuchte sie, da es nun einmal nicht anders seyn könne, für ihn das Hausmittel gegen das bisherige Glück seiner Freiheit auszusuchen. Die Wahl fiel auf Adelaide von Gallenberg, deren Stammbaum mit jedem andern in Deutschland in Alter und Adel sich messen durfte und deren gesunkene Glücksumstände hoffen ließen, daß die Eltern schnell ihre Einwilligung zu einer so unvorbereiteten Verbindung geben würden. Der Graf begleitete die verwittwete Gräfin von Gallenberg nach Neustadt, um dort seiner muthmaßlichen Braut, welche sich in dieser Stadt zu einem Besuche befand, vorgestellt zu werden. Es läßt sich leicht denken, daß Adelaide, damals in ihrem fünfzehnten Jahre, gegen den Vorschlag, einen reichen und hübschen Manne, in seiner Art einen souverainen Fürsten, zu heirathen, sich eben nicht sonderlich

sträubte. In der That verliebte sie sich bei dem ersten Anblick in den Grafen, und verließ mit Freuden das Dunkel ihrer Zurückgezogenheit, um in den Kreis einer Welt zu treten, deren Vergnügungen sich ihre Phantasie als ein überseliges Feenreich vormalte.

Obgleich seine junge Braut schön wie ein Engel war, wovon Alle überzeugt seyn müssen; die sie jetzt noch sehen, so sehr sie auch sich verändert hat, demohngeachtet betrachtete der Graf seine Heirath blos als ein Mittel sich den ruhigen Besitz seiner Güter zu sichern, und nachdem er Adelaide zum Altar geführt hatte, überließ er sie als ein Kind der Obhut ihrer Mutter und Gouvernantin.

Aufgebracht gegen das ihm aufgezwungene Joch, stürzte sich der Graf noch tiefer als zuvor in ein Meer von Zerstreuungen, und im Kreise seiner unwürdigen Gesellschaft rühmte er sich sogar bisweilen mit der harten Behandlung seiner Gemahlin. Die arme Gräfin, die ihn mit feuriger Zärtlichkeit und demüthiger Ergebung liebte, ertrug ihre Zurücksetzung ohne Klage. Aber heimlicher Kummer nagt um so tiefer am Herzen, und diejenigen, welche der Gewalt des Schmerzes sich wiedersetzen, fallen gewöhnlich unter seinen oft widerholten Streichen. Endlich als sie sah, daß weder geduldige Ergebung, noch

häusliche Tugenden das Herz ihres Gemahls das sie durch ihre Liebe verdienen zu können glaubte, auf irgend eine Weise zu gewinnen vermochten, zugleich aber auch der Kränkung entgehen wollte, fortwährend weit unwürdigere Gegenstände sich vorgezogen zu sehen, bat sie ihren Gemahl um die Erlaubniß und erhielt sie leicht, auf eines seiner Güter nach Böhmen gehen zu dürfen. In einem Alter von achtzehn Jahren sagte sie Wien und allen jenen Vergnügungen Lebewohl, auf deren Genuß sie durch ihre Schönheit und Bildung vollgültige Ansprüche hatte, und zog sich in eine streng abgeschlossene Einsamkeit zurück. Auf erhabene Gemüther hat das Unglück oftmals die heilsame Wirkung, wie Stürme, welche die Luft reinigen. Die Gräfin weihte sich in den langen Jahren ihrer selbstgewählten Verbannung der Uebung der Wohlthätigkeit und jeder Art frommer Pflichten. Mittlerweile beschloß ihr Gemahl, der zu Hause den Becher des Genusses bis auf die Hefen ausgeleert hatte, auf Reisen zu gehen, um sich auswärts frische Vergnügungen zu suchen. Er hielt sich abwechselnd in verschiedenen Theilen Europa's auf und erst nach einer Abwesenheit von sechzehn Jahren, übersättigt in allen Genüssen und ihrer überdrüßig, fiel es ihm endlich bei, daß er noch eine Heimath und ein

Weib besitze. Ungefähr vor einem halben Jahre kehrte er aus Italien zurück, eilte unverzüglich auf seine Güter in Böhmen, sah hier die Frau, an welche er durch die heiligsten Eide gekettet war und wurde von der heftigsten Liebe zu ihr entflammt. Indessen hatte verwundeter Stolz ein Herz erkältet, das einst für die zärtlichsten Regungen empfänglich gewesen war und Adelaide fühlte eine Abneigung gegen den Grafen, die selbst der Gedanke an ihre Pflicht nicht besiegen konnte. Sie blieb taub gegen alle Betheuerungen seiner Liebe und seiner Reue, wie gegen die Bitten ihrer Freunde. Der Graf schöpfte Hoffnung, daß der Aufenthalt in Wien und der Zauber der Vergnügungen in der Hauptstadt zu jener Zeit (1815) einen versöhnenden Einfluß auf das Gemüth seiner Gemahlin haben und die erstorbene Zueignung, die sie einst für ihn beseelte, wieder beleben möchte. Adelaide willigte darein, ihn zu begleiten, sie schloß sich sogar nicht von der langen Reihe der Vergnügungen aus, welche damals die Hauptstadt überströmten; allein sie beobachtete fortwährend dieselbe Kälte gegen ihren Gatten, dessen glühende Leidenschaft sich bis zum Lächerlichen steigerte. Er seufzt gleich einem verliebten Schüler von achtzehn Jahren und ist eifersüchtig wie ein alter Geck von sechzig. Man hat ihn schon in Gesellschaft das

Taschentuch oder einen Handschuh seiner Gemahlin vom Boden aufraffen und mit Küssen bedecken sehen. Seinem verliebten Kummer macht er bald in Versen, bald in Prosa Luft; kurz sein ganzes Betragen ist so sonderbar, daß man nicht ohne Grund fürchtet, sein Verstand sey etwas angegriffen.

Während der Baron sprach, hielt ich meine Blicke aufmerksam auf die Heldin dieser wunderlichen Geschichte gerichtet. Die Blässe ihres Gesichtes erhöhte noch den Reiz ihrer schönen Züge. Der Ausdruck ihrer Augen entsprach ganz dem Bilde La Harpes von der Melancholie.

„Ihr Blick so milde traurig fleht um Mitleid." Ich lese es in Ihren Blicken, so schloß der Baron Ompteda seine Erzählung, Sie finden sich von dieser Geschichte eben so sehr überrascht, als von Mitleid gegen die schöne Gräfin durchdrungen. Das unglückliche Paar gleicht zwei Cariatiden, welche das Orchester eines Ballsaales tragen, und mit empfindungslosen starren Augen auf die Freude und die lebenden Gestalten herabblicken, die an ihnen vorüber wogen.

In einem andern Abendzirkel der Gräfin von F—s kam das Gespräch auf den Pallast von Malmaison. Der Fürst Gagarin und der

Obrist Brosin, Adjutanten des Kaisers Alexander, welche ihren Souverain öfters auf seinen Besuchen bei Josephinen begleitet hatte, sprachen mit Entzücken von der Zauberpracht des Schlosses Malmaison. Prinz Eugen, der zugegen war, bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Sie werden es vielleicht kaum glauben, meine Herren, daß ein Ort, dessen Schönheit und Glanz jetzt bezaubert, einst blos mit dem Gefühl des Schreckens und als der Wohnsitz der Tyrannei und des menschlichen Elends betrachtet wurde. Und doch ist dieß der Fall mit eben diesem Malmaison. Es erhielt seinen Namen zur Zeit, als es die Residenz des Kardinals Richelieu war, jenes Ministers Ludwigs XIII. welcher unter dem Schutze des Thrones die blutigste Tyrannei ausübte. Ich hörte, fügte der Prinz hinzu, eine in jener Gegend erhaltene Sage, die vielleicht den Stoff zu einem modernen Drama geben könnte." Die Gesellschaft bat ihn, sie zu erzählen und er war so gefällig, folgendes darüber mitzutheilen:

„An einem düstern Novembertage hielt ein Reisender zu Pferde vor der Thüre der Schenke des Dorfes Ruelle, welches an den Park von Malmaison stößt. Die Wirthin trat heraus, ihn zu empfangen, und nachdem er sein Pferd dem Stallknechte übergeben hatte, bestellte er für sich

ein Mittagessen. Man wies ihm das beste Zimmer des Hauses an und die geschäftigte Wirthin entfernte sich, für die Wünsche ihres Gastes zu sorgen. Nicht lange darnach hielt ein anderer Reiter vor der Schenke und verlangte gleichfalls ein Mittagsessen. „Es thut mir sehr leid, mein Herr, Ihnen nicht dienen zu können," sagte die Wirthin, „denn Alles, was wir im Hause haben, ist von einem Herrn in Beschlag genommen, der wenige Augenblicke vor Ihnen angekommen ist." — „So gehen Sie zu ihm hinauf," entgegnete der Fremde, und sagen Sie Ihrem Gast, daß ich mich ihm sehr verbunden halten würde, wenn er mir erlauben wollte, mit ihm sein Mittagsmahl zu theilen; ich will sehr gerne bezahlen, was auf meinen Theil kömmt." Die Wirthin richtete ihren Auftrag an den ersten Gast aus, und erhielt von ihm auf die fröhlichste Weise die Antwort: „Sagen Sie dem fremden Herrn, seine Gesellschaft werde mir sehr angenehm seyn, aber ich sey nicht gewohnt, von Jemand, den ich eingeladen habe, mit mir zu speisen, eine Bezahlung anzunehmen." Der zweite Fremde stieg also in das obere Zimmer hinauf und nachdem er seine Erkenntlichkeit für eine so gütige Aufnahme ausgedrückt hatte, setzten sich beide zu Tische. Die Mahlzeit ging eben nicht munterer vor sich, als man es bei

einer so neuen Bekanntschaft erwarten konnte; aber bei dem Nachtische, zu welchem man einige treffliche Weine aufsetzte, wurde die Unterhaltung ungezwungener und der zweite Fremde nahm sich die Freiheit seinen gefälligen Amphytrion zu fragen, was ihn in diese Gegend geführt habe, wo er fremd zu seyn scheine, „Ich erhielt von dem Cardinal den Befehl, hieher zu kommen," war die Antwort. „Von dem Cardinal?" rief sein Tischgenosse mit sichtlicher Ueberraschung aus. „Verzeihen Sie meine Neugierde, haben Sie vielleicht Ursache zu glauben, daß Sie den Cardinal durch irgend etwas beleidigt haben?" — „Keineswegs," erwiederte der Andere, „und ich bin eigentlich hieher gekommen, mich gegen eine solche Anschuldigung zu rechtfertigen. Die Sache ist diese. In meiner Vaterstadt Rochelle wurde vor Kurzem eine giftige Satyre auf das öffentliche Leben und den Charakter des Cardinals verbreitet, von welcher mehrere Abdrücke bis zum Könige gelangten. Obgleich ich nun in meinem ganzen Leben nicht einen einzigen Buchstaben drucken ließ, so hat man mich dennoch beschuldigt, der Verfertiger jener Schmähschrift zu seyn. Nichts erhält so leicht Glauben, als die Ohrenbläserei thörichter und boshafter Menschen; und ich habe deßhalb keinen Augenblick verloren, mich dem Befehle

Sr. Eminenz gehorsam zu zeigen, in der Hoffnung, eine so abgeschmakte Klage, wie man sie gegen mich erhoben hat, völlig zu entkräften." „Mein Herr," nahm hier der fremde Gast mit unverkennbarem Ausdrucke der Angst das Wort „mein Herr, danken Sie der Vorsehung für den glücklichen Zufall, der mich heute zu Ihnen geführt hat. Auch ich wurde von dem Cardinal hieher beschieden; aber in keiner andern Absicht, das bin ich überzeugt, als Ihnen den Kopf abzuschlagen." Ein Schauder des Entsetzens durchrieselte den, an welchen diese Worte gerichtet waren. „Ich, mein Herr," fuhr der unheimliche Gast fort, „ich wiederhole es, mein Geschäft wäre es gewesen, Sie zu köpfen. Ich bin der Nachrichter einer benachbarten Stadt und so oft der Cardinal an irgend Jemand insgeheim seine Rache vollziehen läßt, erhalte ich den Befehl, im Schlosse zu erscheinen. Das, was Sie mir so eben erzählt haben, die Stunde, zu der Sie hieher beschieden worden sind, Alles überzeugt mich, daß er Sie zum Opfer seiner Rache ausersehen hat. Aber fürchten Sie nichts. Ich werde Ihnen zur Flucht behülflich seyn. Lassen Sie sogleich Ihr Pferd satteln, und folgen Sie mir. Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen, welche mir Ihre Güte auferlegt hat."

Der Schrecken und die Verwirrung des Reisenden läßt sich eher denken, als beschreiben. Sogleich ließ er sein Pferd vorführen, bezahlte seine Zeche und folgte seinem Begleiter, der ihn auf einem abgelegenen Wege durch das Gehölze von Butard führte. „Sehen Sie dort," sagte sein Begleiter, als sie sich dem Schlosse näherten, „jenes Gitterfenster, das fast bis zu den Mauerlücken des mittlern Thürmchens hinauf reicht? In diesem Gefängnisse werden Urtheile gefällt, und vollzogen, gegen welche es keine Berufung giebt; den Rumpf der hingerichteten Schlachtopfer stürzt man in den darunter liegenden Wassergraben hinab, wo sie schnell von ungelöschtem Kalke verzehrt werden. Vernachlässigen Sie nicht meinen Rath! Verbergen Sie sich hinter diesem Gebüsche und, wenn Sie binnen einer Stunde aus jenem Fenster, das ich Ihnen gezeigt habe, Licht schimmern sehen, so können Sie daraus abnehmen, daß ich hieher berufen worden bin, an einem Andern die Rachesentenz zu vollziehen; sehen Sie aber um diese Zeit kein Licht, so können Sie sich darauf verlassen, daß Sie zum Opfer bestimmt waren. In diesem Falle verlieren Sie keinen Augenblick; benützen Sie die Nacht und die Schnelligkeit Ihres Pferdes! Suchen Sie die Grenze zu erreichen, und führen Sie von dort aus Ihre Sache, wie

es Ihnen gut dünkt. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es Thorheit ist, sich auch schuldlos gegen eine angeschuldigte Beleidigung vertheidigen zu wollen; denn wo der Despotismus regiert, haben Gesetze und Gerechtigkeit keine Kraft." —

Nachdem der Fremde seinem Schutzheiligen das Gefühl seiner unbegrenzten Dankbarkeit ausgedrückt hatte, zog er sich hinter sein Versteck zurück. Der Verdacht des Handlangers des Kardinals zeigte sich nur zu wohl begründet. Kein Licht erschien an dem Thurmfenster und nach Verlauf einer Stunde sprengte der Reisende von dannen. Unverweilt verließ er Frankreich, wohin er erst nach dem Tode des Kardinals zurück zu kommen wagte.

In sein Vaterland zurückgekehrt, war es sein erstes Geschäft, die Schenke von Ruelle zu besuchen und über seinen Wohlthäter Erkundigung einzuziehen; allein man hatte seit mehreren Jahren Nichts von ihm gehört.

Er erzählte darauf sein Abentheuer, welches seitdem in jener Gegend zu einer Volkssage geworden ist, und der Schenke von Ruelle, die unter dem Namen zum weißen Roß bekannt ist, eine Art

von Celebrität gegeben hat. Man zeigt noch das Zimmer, in welchem die beiden Fremden zusammen gespeist haben, und nennt es la salle de bon secours.

VI.

Eine Scene am Hofe Karls IX.

Der Kapitain George begab sich zu der bestimmten Stunde nach dem Louver. Sobald er gemeldet war, öffnete der Huissier eine Tapetenthür und führte ihn in das Kabinet des Königs. Der Monarch, der die Feder in der Hand an einem kleinen Schreibtisch saß, winkte ihm ruhig stehen zu bleiben, als ob er gefürchtet hätte, wenn er spräche, den Faden der Gedanken, die ihn beschäftigten, zu verlieren. Während so der Kapitain sechs Schritte vom Tisch in ehrfurchtsvoller Stellung da stand, hatte er Zeit, mit seinen Blicken das Zimmer zu durchlaufen und die Ausstaffirung desselben zu mustern.

Diese war sehr einfach, denn sie enthielt Nichts als Jagdgeräthschaften, die ohne Ordnung an der Wand herum aufgehängt waren. Ein ziemlich gutes Gemälde — die Jungfrau darstellend — mit einem großen Buchszweig

darüber hing zwischen einer langen Büchse und einem Hifthorn. Auf dem Tisch, woran der König schrieb, lagen Papiere und unter dem Tisch auf dem Fußboden Bücher, ein Rosenkranz ein kleines Gebetbuch, Falkengarne und Glöckchen durcheinander. Ein großes Windspiel schlief auf einem Polster in der Nähe.

Auf einmal fuhr der König wüthend auf, und einen derben Fluch zwischen den Zähnen murmelnd schleuderte er die Feder weit von sich. Mit gesenktem Haupte und unsicherem Gange schritt er dreimal durch das Zimmer, blieb dann plötzlich vor dem Kapitain stehen und warf einen betroffenen Blick auf ihn, als ob er ihn jetzt erst gewahr würde.

„Ha! Ihr seyd's?" sagte er, indem er einen Schritt zurücktrat. Der Kapitain verbeugte sich bis auf die Erde.

„Es freut mich, Euch zu sehen. Ich wollte Euch sprechen . . . Jedoch . . . ." Er hielt inne.

„Mit halbgeöffnetem Munde, verlängertem Hals, den linken Fuß sechs Zoll dem rechten voraus — kurz in einer Stellung, die ein Maler einer Figur geben würde, welche die Aufmerksamkeit darstellen sollte, erwartete George das Ende der königlichen Rede. Aber der König hatte sein Haupt auf die Brust herabsinken

lassen und seine Gedanken schienen eine Richtung genommen zu haben ferne von dem Punkt, über den er im Begriff gewesen war, mit ihm zu sprechen. Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein, der König setzte sich nieder und fuhr mit seiner Hand nach der Stirn wie eine Person, die sehr müde ist.

„Diable de rime," rief er aus, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte, daß die langen Sporen an seinen Stiefeln klirrten.

Das große Windspiel, welches durch diesen Fußtritt erwachte, und denselben für ein Zeichen nahm, das ihm gälte, erhob sich, näherte sich dem Stuhl des Königs, legte seine beiden Pfoten auf dessen Knie und, seinen langen schmalen Kopf, der den des Königs weit überragte, emporrichtend, öffnete es seinen weiten Schlund und gähnte ohne alle Ceremonie; so schwer hält es einem Hunde Hofmanieren anzudressiren.

Der König entfernte den Hund, der sich seufzend wieder niederlegte, und indem seine Augen denen des Kapitains wie durch Zufall wieder begegneten, sagte er: „Entschuldigt mich, George; das ist ein Reim, bei dem man Blut und Wasser schwitzen möchte."

„Ich belästige vielleicht Euer Majestät," fragte der Kapitain mit einer tiefen Verbeugung.

„Nein, nein!“ erwiederte der König. Er erhob sich und legte mit einer vertraulichen Miene dem Kapitain die Hand auf die Schulter; zugleich lächelte er, aber dieses Lächeln war blos auf den Lippen, sein zerstreuter Blick nahm keinen Antheil daran.

„Seyd Ihr noch müde von der gestrigen Jagd?“ sagte der König, augenscheinlich verlegen, wie er zur Sache käme. „Der Hirsch hat Euch die Zeit lang gemacht.“

„Sire, ich wäre unwürdig eine Chevauxlegers-Eskadron Eurer Majestät zu befehligen, wenn eine Parthie, wie die gestrige, mich ermüdete. Herr von Guise nannte mich in den letzten Kriegen, weil er mich immer in den Steigbügeln sah, den Albaneser.“

„Ja, man hat mir gesagt, daß Du ein guter Reiter bist. Aber sag' an, kannst Du auch gut mit der Büchse umspringen.

„So ziemlich, Sire; doch bin ich weit entfernt, mir die Geschicklichkeit Eurer Majestät zuzutrauen; diese ist nicht Jedermann gegeben.“

„Siehst Du diese lange Büchse; lade sie mit zwölf Posten und ich will verdammt seyn, wenn auf sechzig Gängen nicht jeder die Brust des Heiden findet, die Du zum Ziel nimmst.“

„Auf sechzig Gänge? Das will viel heißen... doch ich möchte es schon vor einem Schützen wie

Euer Majestät auf eine Probe ankommen lassen."

„Nein, auf zweihundert Gänge solle sie mir Einem eine Kugel in den Leib jagen, wenn die Kugel das Kaliber hat."

Der König legte dem Kapitain die Büchse in den Arm.

„Sie scheint eben so gut als sie reich ist," bemerkte der Kapitain, nachdem er sie sorgfältig untersucht und den Drücker probirt hatte."

„Ich sehe, Du verstehst Dich auf die Waffen, mein Tapferer. Setze sie einmal an den Backen, damit ich auch sehe, wie Du Dich dabei benimmst."

Der Kapitain gehorchte.

„Es ist etwas Schönes um eine gute Büchse," fuhr Karl mit langsamen Tone fort; „eine Bewegung des Fingers und auf hundert Schritt entledigt man sich sicher eines Feindes, ohne daß weder Panzerhemd noch Cüraß ihn vor einer guten Kugel schützen."

Karl IX. — sey es Gewohnheit von Jugend auf oder natürliche Furchtsamkeit — sah der Person, mit der er sprach, fast nie in's Gesicht. Dießmal heftete er seine Blicke mit einem außerordentlichen Ausdruck starr auf den Kapitain. George schlug unwillkührlich die Augen nieder, und der König that es beinahe in demselben

Augenblick. Es trat wieder eine stille Pause ein, die George zuerst unterbrach.

„Indessen so geschickt man sich auch der Feuerwaffen bedienen mag, so sind doch Schwert und Lanze sicherer. . . .“

„Ja, aber die Büchse. . . .“ Karl lächelte seltsam, setzte aber schnell hinzu: „Man sagt, George, daß dich der Admiral schwer beleidigt hat?“

„Sire . . .“

„Ich weiß es, ich weiß es gewiß. Aber es wäre mir lieb, . . . ich will, daß Du mir die Sache selbst erzählst.“

„Es ist wahr, Sire, ich sprach mit ihm über eine unglückliche Angelegenheit, die mich sehr interessirte. . . .“

„Das Duell Deines Bruders. Parbleu! Ein braver Junge, der Euch seinen Mann auf den Spieß nimmt; ich schätze solche Leute. Comminges war ein Geck und es ist ihm nichts Aergeres geworden, als was er verdiente. Aber mort de ma vie, wie, zum Henker! kam der alte Graubart dazu, mit Dir anzubinden?“

„Ich fürchte, daß unglückliche Glaubensdifferenzen, daß meine Bekehrung, die ich vergessen glaubte . . .“

„Vergessen?“

„Wenigstens haben Euer Majestät durch

Ihre seltene und unpartheiische Gerechtigkeit das Beispiel gegeben, wie man religiöse Zwiste vergißt.

„Du mußt wissen, Kamerad, der Admiral vergißt Nichts."

„Ich habe es gemerkt, Sire . . ." (Die Züge des Kapitains verfinstern sich.)

„Sage mir, George, was hast Du nun im Sinn zu thun?"

„Ich, Sire?"

„Ja; sprich offen."

„Sire, ich bin ein zu armer Edelmann und der Admiral ist zu alt, als daß ich ihn fordern könnte, und überdieß, Sire," (indem er sich verbeugte, als ob er durch eine höfliche Wendung den Eindruck verwischen wollte, den seiner Meynung nach die Kühnheit, so Etwas zu sagen, auf den König hatte machen müssen) wenn ich es auch könnte, so fürchtete ich mir dadurch die Ungnade Euer Majestät zuzuziehen."

„Pah!" rief der König, indem seine Rechte George's Schulter berührte.

„Glücklicher Weise" fuhr der Kapitain fort, „liegt meine Ehre nicht in der Hand des Admirals; und wenn Einer meines Standes wagte in meine Ehre Zweifel zu setzen, so würde ich Euer Maj. bitten mir zu erlauben . . ."

„Gut, Du rächst Dich am Admiral nicht . . . freilich der . . . wird grenzenlos unverschämt . . . (George macht große Augen) und er hat Dich beleidigt,

beim Teufel schwer beleidigt, wie ich höre . . . Ein Edelmann ist kein Lakai, und es giebt Dinge, die man sich selbst von einem Prinzen nicht gefallen lassen kann."

„Wie könnte ich mich an ihm rächen? Er würde es unter seiner Würde finden, sich mit mir zu schlagen."

„Vielleicht, Jedoch . . . (der König nimmt die Büchse wieder und setzt sie an den Backen) Verstehst Du mich?"

Der Kapitain trat zwei Schritt zurück; die Geberde des Monarchen war bezeichnend genug und der satanische Ausdruck seines Gesichtes gab dazu den Commentar.

„Wie, Sire! Sie würden mir rathen?"

Der König stoßt den Büchsenkolben auf den Boden und ruft, indem er den Kapitain mit wüthenden Blicken durchbohrt. „Ich Dir rathen? Ventre de Dieu! Ich rathe Niemand!"

Der Kapitain wußte hierauf Nichts zu erwiedern und that, was die meisten Leute an seiner Stelle gethan hätten, er schlug die Augen nieder und schwieg.

Karl fuhr bald darauf im sanftern Tone fort: „Ob Du deine Ehre durch einen guten Schuß an ihm rächen wolltest . . . kann mir sehr gleichgültig seyn. Bei den Eingeweiden des Pabstes! Ein Edelmann besitzt nichts Kost-

bareres als seine Ehre, und um sie herzustellen, darf er Nichts unterlassen zu thun. Zumal sind diese Chattillon so stolz und unverschämt, wie die Teufel; ich weiß es, die Schurken möchten mir wohl selbst den Hals umdrehen, und sich an meinen Platz setzen. Wenn ich den Admiral sehe, so wandelt mich oft die Lust an, ihm alle Haare seines Bartes herauszureißen!"

Auf diesen Strom von Worten aus dem Munde des sonst ziemlich wortkargen Königs erwiedert der Kapitain keine Sylbe.

„Nun denn! Beim Blut und beim Kopf! was hast Du vor? Sieh — an deiner Stelle würde ich ihm aufpassen, wenn er herauskommt aus seiner . . . Predigt, und ihm aus einem Fenster eine Kugel in den Leib schießen. Parbleu! Mein Vetter von Guise würde Dir es danken und Du hättest Viel für die Ruhe des Königreichs gethan. Weißt Du, daß dieser Schuft mehr König in Frankreich ist, als ich? Dieß werde ich zuletzt überdrüssig . . . Ich rede, wie ich denke, man muß diesem *) . . . endlich zeigen, daß es ihm nicht so hingeht, wenn man einem Edelmann ein Loch in die Ehre macht. Ein

*) Karl bediente sich immer sehr energischer Beiwörter, die aber nicht immer sehr elegant waren, und die man daher leicht suppliren kann.

Loch in die Ehre, ein Loch in's Fell, Eins gegen Eins."

„Durch einen Meuchelmord flickt der Edelmann seine Ehre nicht, sondern zerreißt sie vollends."

Diese Antwort fiel auf den König wie ein Blitzschlag. Unbeweglich, die Hände ausgestreckt gegen den Kapitain, hielt er die Büchse die er ihm als das Werkzeug seiner Rache anzubieten schien. Sein Mund war bleich, die Lippen halb geöffnet, und in seinen großen starren Augen brannte eine zauberhafte Glut, die gegen George's Augen Flammen sprühte, wie sie Flammen aus ihnen zog. Endlich entsank die Büchse den zitternden Händen des Königs, daß das Gemach dumpf wiederhallte von ihrem Fall; der Kapitain stürzte darauf los, sie aufzuheben, der König setzte sich in seinen Stuhl und senkte sein Haupt mit einer düstern Miene. Die heftigen Zuckungen seines Mundes und seiner Braunen verriethen den Kampf, der in seinem Innern tobte." „Kapitain," sagte er nach einer langen Pause, „wo ist Deine Chevauxlegers-Eskadron?"

„In Meaux, Sire."

In wenigen Tagen wirst Du zu Deiner Eskadron abgehen und Du sollst sie selbst nach Pa-

ris führen. In . . . einigen Tagen wirst Du Befehl erhalten. Adieu."

Dieß sagte er in einem harten und zornigen Ton. Der Kapitain machte eine tiefe Verbeugung. Karl wies nach der Thüre nnd zeigte ihm dadurch, daß die Audienz beendigt sey.

Der Kapitain ging mit den gewöhnlichen Reverenzen rückwärts der Thüre zu, als der König ungestümm aufsprang, und ihn am Arm faßte: „Wenigstens den Mund gehalten! Du verstehst mich." George verbeugte sich, und legte die Hand auf die Brust. Als er das Zimmer verließ, hörte er die rauhe Stimme des Königs, der mit der Jagdpeitsche knallend seinem Windspiel rief, als ob er Lust hätte, das unschuldige Thier seine böse Laune entgelten zu lassen.

Zu Haus angekommen, schrieb George folgendes Billet an den Admiral: „Einer, der Euch nicht liebt, der aber die Ehre liebt, fordert Euch auf, Euch vor dem Herzog von Guise in Acht zu nehmen, und vielleicht noch vor einem Mächtigern. Euer Leben ist in Gefahr."

Dieser Brief blieb ohne Wirkung auf Coligny's unerschrockene Seele. Aber bald darauf

— es war der 22. August des J. 1572 — traf ihn der Schuß des verruchten Maurevel, der deshalb der Schlächter des Königs (tueur du Roi) genannt wurde. Es war der Vorbote der Bartholomäusnacht.

VIII.

Bilder aus dem Jahr 1572.

Aus dem Französischen.

Die Reitres*)

Nicht weit von Etampes, auf der Straße nach Paris, sieht man noch jetzt ein großes viereckiges Gebäude mit gewölbten und mit rohen Schnitzwerk verzierten Fenstern.

Vor mehr als zwei Jahrhunderten, nämlich im Jahr 1572, hatte dieses Haus, wie jetzt, die Bestimmung, durstigen Reisenden Erfrischung zu bieten; doch war das Aeußere desselben von dem jetzigen sehr verschieden. Die mit Inschriften bedeckten Mauern verkündeten die wechselnden

*) Reitres kommt von der verdorbenen Aussprache des Worts Reiter; die deutschen Hülfstruppen wurden so benannt.

Schicksale eines Bürgerkriegs. Neben den Worten: Es lebe der Prinz!*) las man: Es lebe der Herzog von Guise! Tod den Hugenotten! ein wenig weiter hatte ein Soldat mit einer Kohle einen Galgen mit einem Gehängten daran gezeichnet und, um jedes Mißverständniß zu verhüten, darunter geschrieben: Gaspard von Chatillon**). Doch schien es, als ob später die Protestanten hier die Oberhand erhalten hätten, denn der Name ihres Anführers war ausgestrichen und der des Herzogs von Guise an die Stelle geschrieben. Andere halb verwischte, kaum lesbare und mit anständigen Worten nicht auszudrückende Inschriften zeigten, daß man den König und seine Mutter nicht mehr geschont als die Häupter der Partheien.

Seit mehreren Monaten war ein Friede zwischen beiden streitenden Sekten geschlossen; allein nur mit dem Munde und nicht mit dem Herzen war er beschworen. Der Haß beider Partheien war so unversöhnlich als je. Alles zeigte, daß der Krieg kaum aufgehört, alles kündigte an, daß der Friede nur von kurzer Dauer seyn könne.

Die Schenke zum goldenen Löwen war mit

---

*) Der Prinz Condé.

**) Der Name des Admirals Coligni.

Soldaten gefüllt. Ihre fremde Aussprache, ihre sonderbare Kleidung zeigte, daß sie zu jenen deutschen Truppen gehörten, die unter dem Namen Reitres bekannt waren und kamen, ihre Dienste der protestantischen Parthei anzubieten, besonders wenn diese sich im Stande sah, sie gut zu bezahlen. Die Geschicklichkeit dieser Fremdlinge im Lenken ihrer Pferde nnd im Schießen machte sie furchtbar in der Schlacht; allein auf der andern Seite hatten sie auch den vielleicht noch mehr verdienten Ruf, die ärgsten Plünderer und unerbittlichsten Sieger zu seyn. Die in der Schenke befindlichen Truppen bestanden aus ungefähr fünfzig Reitern; sie hatten den Tag zuvor Paris verlassen und gingen als Besatzung nach Orleans.

Während einige ihre an die Mauer gebundenen Pferde striegelten, schürten andere das Feuer, drehten die Bratspieße und beschäftigten sich mit Kochen. Der unglückliche Wirth betrachtete, mit der Mütze in der Hand und Thränen im Auge, die Zerstörung seiner Küche. Er sah seinen Hühnerhof zu Grunde gerichtet, seinen Keller geplündert, seinen Flaschen den Hals abgeschlagen, um sich die Mühe des Oeffnens zu ersparen.

Vor einem schwarzen eichenen Tisch saß der Hauptmann der Reiters, ein großer starker, un=

gefähr fünfzigjähriger Mann, mit dicker gebogener Nase, kupfriger Gesichtsfarbe, dünnen grauen Haaren, die kaum eine breite Narbe bedeckten, welche am linken Ohr anfieng und sich in seinen dicken Knebelbart verlor. Er hatte den Cüraß und Helm abgelegt und nur sein Wamms von ungarischem Leder anbehalten, das durch das beständige Reiben der Waffen geschwärzt und sorgfältig an mehreren Stellen ausgebessert war. Säbel und Pistolen lagen auf einer Bank, so daß er sie mit der Hand erreichen konnte, und er hatte keine andere Waffe an, als einen langen Dolch, den in diesen Zeiten jeder vorsichtiger Mann nur dann ablegte, wenn er sich zu Bette begab. Zu seiner Linken saß ein junger, großer, ziemlich wohlgewachsener Mensch von hochrother Gesichtsfarbe. Sein Wamms war gestickt, und seine ganze Kleidung zeigte mehr Sorgfalt als die seines Gefährten. Doch war dieß nur der Fähnrich des Hauptmanns. Zwei junge Weiber von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren saßen an dem nämlichen Tische. Eine Mischung von Armuth und Pracht zeigte sich in ihrer Kleidung, die nicht für sie gemacht schien, und ihnen durch das Kriegsgeschick zugefallen war. Beide waren hübsch; allein ihre dreiste Blicke und freien Ausdrücke zeugten von ihrer Gewohnheit, unter Soldaten

zu leben. Sie hatten Deutschland ohne irgend eine bestimmte Beschäftigung verlassen. Die mit dem Sammtkleide war eine Zigeunerin; sie verstand Karten zu legen und auf der Mandoline zu spielen. Die andere besaß Kenntnisse in der Wundarzneikunst, und schien sehr hoch bei dem Fähnrich angeschrieben zu seyn. Diese vier Personen, jede mit einer großen Flasche und einem Glase vor sich, waren in vertraulichem Gespräche begriffen, und tranken, während man das Essen bereitete.

Die Unterhaltung fing an schläfrig zu werden, wie dieß unter hungrigen Leuten geschieht, als ein junger Mann von hohem Wuchs und zierlich gekleidet, sein Pferd vor der Thüre der Schenke anhielt. Der Trompeter stand von der Bank auf, trat dem Fremden entgegen und nahm ihm den Zügel des Pferdes ab. Der Fremde bereitete sich, ihm für diese Höflichkeit, denn als solche nahm er es, zu danken; allein er ward bald seinen Irrthum gewahr. Der Trompeter öffnete das Maul des Pferdes und untersuchte die Zähne mit einem Kennerauge, dann trat er ein Paar Schritte zurück, und die Beine und das Kreuz des edlen Thieres betrachtend, nickte er zufrieden mit dem Kopf: „Schönes Pferd, Montsir, das ihr reitet!" sagte er in seinem Kauderwelsch, und fügte noch einige Worte auf

Deutsch hinzu, die das Gelächter seiner Kameraden erregten, in deren Mitte er sich niedersetzte.

Diese so ganz ohne Umstände angestellte Untersuchung seines schönen Goldfuchsen schien dem Reisenden höchlich zu mißfallen; doch begnügte er sich, dem Trompeter einen verächtlichen Blick zuzuwerfen, und stieg ohne irgend Jemandens Hülfe ab. Der Wirth, der so eben aus dem Hause kam, nahm ihm ehrerbietig den Zügel aus der Hand und wisperte ihm leise in's Ohr, um nicht von den Reitern verstanden zu werden; „Gott sey mit Euch, mein edler junger Herr! Ihr kommt zur unglücklichen Stunde, denn die Gesellschaft dieser Spitzköpfe,*) denen Sankt Christoph den Hals umdrehen möge, kann guten Christen, wie Euch und mir, schwerlich angenehm seyn.“ Der junge Mann lächelte bitter. „So sind dieß denn protestantische Truppen?“ sagte er. „Und Reitres obendrein,“ fuhr der Wirth fort. „Möge die heilige Jungfrau sie verderben! Seit einer Stunde daß sie hier sind, haben sie schon die Hälfte meiner Meubeln zerbrochen. Sie sind alle gewissenlose Plünderer, gleich ihrem Anführer, dem Herrn von Chatillon, jenem schönen Admiral des

---

*) Spitzköpfe, *parpaillots*, ein Schimpfname, den man den Hugenotten beilegte. Uebersetzer.

Satans.“ „Für einen Graubart, wie Ihr seyd,“ antwortete der junge Mann, „zeigt Ihr in der That wenig Vorsicht. Wenn Ihr nun zufälliger Weise mit einem Protestanten sprächet, so könnte er Euch wohl mit einer tüchtigen Tracht Schläge antworten.“ Und bei diesen Worten schlug er mit der Reitpeitsche auf seine weißledernen Stiefel. „Wie — was! — Ihr ein Hugenott! — ein Protestant wollte ich sagen,“ rief der bestürzte Wirth aus. Er trat einen Schritt zurück und betrachtete von Kopf zu bis Fuß die Kleidung des Fremden, um einige Anzeigen zu finden, an denen er die Religion, zu welcher er gehörte, erkennen möchte. Da ihn diese Untersuchung und das offene, lächelnde Gesicht des jungen Mannes allmählig beruhigten, so fuhr er leise fort: „Ein Protestant mit einem grünen Sammtrocke! ein Hugenott mit einer spanischen Halskrause! o es ist unmöglich! Nein! mein junger Herr, so etwas Prächtiges findet sich nicht bei den Ketzern.“ Hier pfiff die Reitpeitsche dem armen Wirth um die Ohren und diente ihm statt eines Glaubensbekenntnisses von seinem Gaste. „Unverschämter Schwätzer! Das wird Dich lehren künftig Deine Zunge im Zaume zu halten. Geh' führ' mein Pferd in den Stall, und daß es ihm an nichts fehle!“

Der Fremde trat in die Küche und begrüßte

die Gesellschaft, indem er mit feinem Anstande eine der breiten Krempen seines Hutes aufschlug; welcher von einer gelben und schwarzen beschattet war. Nachdem der Hauptmann seinen Gruß erwiederte, sahen beide sich eine Zeitlang, ohne zu reden, an: „Hauptmann," sagte der Fremde endlich, „ich bin ein protestantischer Edelmann, und freue mich, hier Glaubensbrüder zu finden. Wenn es Euch gefällig ist, so wollen wir mit einander zu Abend essen." Der Hauptmann, den das ausgezeichnete Ansehen und die zierliche Kleidung des Fremden zu seinen Gunsten eingenommen, antwortete, er erzeige ihm viel Ehre. „Ich heiße Dietrich Haustein, fuhr der Hauptmann fort, indem er mit dem jungen Manne anstieß. Ohne Zweifel habt Ihr vom Hauptmann Dietrich Haustein gehört! Ich war es, der die enfans perdus in die Schlacht von Dreux und Arnay = le = Duc führte." Der Fremde verstand diese versteckte Weise, ihn nach seinem Namen zu fragen, und antwortete: „Ich bedaure, Euch keinen so berühmten Namen, als der Eurige ist, nennen zu können, Hauptmann; ich rede von dem meinigen, denn der meines Vaters ist in unsern bürgerlichen Kriegen wohl bekannt. „Ich heiße Bernhard von Mergy." „Was sagt Ihr?" rief der Hauptmann, indem er sein Glas bis an den Rand füllte. „Ich habe Eu=

ren Vater gekannt, Herr Bernhard von Mergy; seit den ersten Kriegen habe ich ihn gekannt, wie man einen vertrauten Freund kennt. Auf seine Gesundheit, Herr Bernhard!" Der Hauptmann hielt sein Glas in die Höhe und sagte seinen Leuten einige Worte auf Deutsch. In dem Augenblicke, wo der Wein seine Lippen berührte, warfen alle Reiter ihre Hüte mit lautem Jauchzen in die Luft. Der Wirth glaubte, dieß sey das Zeichen zum Morde und warf sich auf die Knie. Bernhard war selbst ein wenig über diese ungewöhnliche Ehrenbezeugung erstaunt, doch hielt er sich verpflichtet, die deutsche Höflichkeit zu erwiedern, indem er die Gesundheit des Hauptmanns trank.

Man brachte frischen Wein, das Abendessen folgte, und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fing der Hauptmann wieder mit vollen Backen an: „Jawohl habe ich Herrn von Mergy gekannt, er war Obrist des Fußvolks bei dem ersten Unternehmen des Prinzen von Condé. Während der ersten Belagerung von Orleans haben wir zwei Monate in derselben Wohnung geschlafen. Und wie befindet er sich denn jetzt?" „Ziemlich wohl, Gott sey Dank! für sein hohes Alter. Er hat mir oft von den Reitern und ihren tapfern Angriffen in der Schlacht von Dreux erzählt." „Ich habe auch

seinen ältesten Sohn gekannt — Euren Bruder, Hauptmann Georg. Ich meyne bevor —" Mergy schien verlegen. „Es war ein tapferer Degen," fuhr der Hauptmann fort, „aber ein verdammter Hitzkopf! Es thut mir leid um Eures Vaters wegen; sein Abtrünnigwerden muß ihm sehr nahe gegangen seyn."

„Mergy ward über und über roth und stammelte einige Worte zur Entschuldigung seines Bruders; allein es war augenscheinlich, daß er seine Religionsveränderung ebenfalls für ein großes Verbrechen hielt.

„O! ich sehe, es thut Euch leid," sagte der Hauptmann, „wohlan, reden wir nicht länger davon. Es ist ein Verlust für die Religion, und ein großer Gewinn für den König, der ihn wie man sagt, sehr ehrenvoll behandelt." „Ihr kommt von Paris," unterbrach ihn Mergy, der die Unterredung abzulenken wünschte; „ist der Admiral angekommen? Ihr habt ihn ohne Zweifel gesehen? Und wie geht es ihm jetzt?" „Er kam mit dem Hofe von Blois, wie wir abmarschirten. Er befindet sich vortrefflich, frisch und munter. Er hat noch zwanzig bürgerliche Kriege im Leibe, der liebe Mann. Der König behandelt ihn mit so vieler Auszeichnung, daß alle Papisten vor Aerger bersten möchten." „In der That! der König kann seine Verdienste nie-

mals zu hoch schätzen.“ „Seht,“ gestern noch habe ich den König auf der Treppe des Louvre gesehen, wie er dem Admiral die Hand gedrückt. Der Herzog von Guise kam hinter her und sah so erbärmlich aus, wie ein gepeitschter Dachshund; und ich, wißt Ihr, was ich dachte? Mir däuchte, ich säh' einen Menschen, der einen Löwen zur Schau ausstellte; er läßt ihn die Tatze geben wie einen Hund; allein obgleich Hans sich ein tapferes Ansehen giebt, so vergißt er doch nicht, daß diese Tatze, die er in seiner Hand hält, mit fürchterlichen Klauen besetzt ist. Bei meinem Bart, man hätte sagen mögen, der König fühle die Klauen des Admirals.“ „Der Admiral hat einen langen Arm,“ sagte der Fähnrich; dieß war ein Sprichwort im Heer der Protestanten. „Er ist ein schöner Mann für seine Jahre,“ bemerkte Mila. „Ich möchte ihn eher zum Liebhaber, als einen jungen Papisten,“ versetzte Trudchen, die Freundin des Fähnrichs. „Er ist die Säule der Religion,“ sagte Mergy, der auch sein Wort zu den Lobsprüchen geben wollte. „Ja aber er hält verdammt strenge Mannszucht,“ meynte der Hauptmann mit Kopfschütteln. Der Fähnrich blinzelte bedeutend mit den Augen und seine groben Züge verzehrten sich in eine Grimasse, die für ein Lächeln gelten sollte. „Ich erwarte nicht,“

versetzte Mergy, „einen alten Soldaten, wie Ihr seyd, den Admiral wegen seiner strengen Mannszucht tadeln zu hören.“ „Ohne Zweifel ist Mannszucht nöthig, allein man muß auch die Mühseligkeiten in Anschlag bringen, welche der Soldat erduldet, und ihn nicht verhindern, sich schadlos zu halten, wenn sich von Ungefähr die Gelegenheit darbietet. Pah! wir haben alle unsere Fehler, und obgleich er mich hat hängen lassen, so wollen wir nichts desto weniger die Gesundheit des Admirals trinken.“. „Der Admiral hat Euch hängen lassen!“ rief Mergy, „für einen Gehangenen seht Ihr noch recht frisch aus!“ „Ja Sapperment! er hat mich hängen lassen, allein ich hege keinen Groll, und so laßt uns seine Gesundheit trinken.“

Ehe Mergy noch seine Fragen wiederholen konnte, hatte der Hauptmann alle Gläser gefüllt, den Hut abgenommen und seinen Reitern befohlen, dreimal ein Lebehoch zu bringen. Nachdem die Gläser geleert waren und der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, fieng Mergy wieder an: „Warum seyd Ihr denn gehangen worden, Hauptmann?“ „Um einer Kleinigkeit willen, wegen eines elenden Klosters in Saintanges, welches man geplündert und hernach von Ungefähr verbrannt hatte.“ „Ja, aber die Mönche waren nicht alle heraus,“ unterbrach ihn der

Fähnrich, aus vollem Halse über seinen eigenen Witz lachend. „Was kommt denn darauf an, ob solches Pack ein wenig früher oder später verbrennt? und doch, solltet ihr es glauben, Herr von Mergy? der Admiral ward ernstlich böse, er ließ mich einstecken, und sein General-Profoß war im Begriff kurzen Prozeß mit mir zu machen. Sein ganzes Gefolge, alle ihn umgebenden Edelleute, selbst Herr von Lanoue der dafür bekannt ist, daß er nicht zu sanft mit dem Soldaten umgeht, alle seine Hauptleute flehten ihn an, mir zu verzeihen, umsonst, er schlug es rund ab. Tausend Sackerlot! in welcher Wuth war er! er zerbiß seinen Zahnstocher vor Zorn, und Ihr kennt das Sprichwort: Gott bewahre uns vor den Paternostern des Herrn von Montmorency und dem Zahnstocher des Admirals! „Gott verzeih mir," sagte er, „wir müssen die Plünderei umbringen, während sie noch in der Kindheit ist; lassen wir sie zur großen Dame werden, so bringt sie uns um." Unterdessen erschien der Feldprediger mit seinem Buche unter dem Arme; man führte uns beide unter einen gewissen Eichbaum — mir däucht, ich sehe ihn noch, mit seinem vorwärts gestreckten Aste, der aussah, als ob er absichtlich so gewachsen wäre; man legte mir den Strick um den Hals — je-

desmal, wenn ich an den Strick denke, wird mir der Hals trocken wie Zunder „Hier, um ihn anzufeuchten,“ sagte Mila, indem sie sein Glas bis an den Rand füllte. Der Hauptmann leerte es auf einen Zug und fuhr fort: „Ich hielt mich schon für nichts mehr und nichts weniger als für eine Eichel, da fiel es mir ein, dem Admirale zu sagen: Aber gnädiger Herr, hängt man so einen Mann, der die verlorenen Kinder in der Schlacht bei Dreux anführte? Ich sah ihn seinen Zahnstocher ausspucken und einen andern nehmen, und sagte zu mir selbst: Wohl! das ist ein gutes Zeichen; er rief den Hauptmann Cormier, sprach leise mit ihm und sagte dann zu dem Profoß: Fort, hinauf mit ihm an den Baum!“ Er drehte sich auf dem Absatz herum, und auf und davon. Man hieng mich in der That an den Ast, allein der ehrliche Cormier nahm den Degen zur Hand und schnitt sogleich den Strick durch; ich fiel herunter; ich fiel herunter so roth wie ein abgekochter Krebs.“ „Ich wünsche Euch Glück,“ sagte Mergy, daß Ihr Euch so wohlfeil aus der Sache gezogen.“

„Der Admiral stellte sich sehr zornig gegen Cormier an; allein es war alles zwischen ihnen abgekartet. Was mich anbetrift, so folgte ich lange dem Heer, ohne es zu wagen dem Admiral jemals vor die Augen zu kommen; endlich

gewahrte er mich bei der Belagerung von Longnac in dem Laufgraben und sagte zu mir: Dietrich, mein Freund, da man Dich nicht gehangen hat, so geh' und laß Dich erschießen." Und zeigte dabei auf die Bresche; ich verstand, was er meynte, lief tüchtig Sturm, und stellte mich ihm am andern Morgen in der breiten Straße meinen von Kugeln durchlöcherten Hut in der Hand, vor. „Gnädiger Herr," sagte ich, man hat mich erschossen, wie man mich gehangen hat;" er lächelte, gab mir seine Börse und sagte: „Hier hast Du etwas zu einem neuen Hut." Seit dieser Zeit sind wir stets gute Freunde gewesen. O! was für eine herrliche Plünderung hatten wir in diesem Longnac! Der Mund läuft mir voll Wasser, wenn ich nur daran denke!"

„Ach! was für schöne seidene Kleider!" rief Mila. „Was für eine Menge prächtige Wäsche rief Trudchen. Unsre leichten Reiter hättet Ihr sehen sollen, sagte der Hauptmann, wie sie in den Meßgewändern der Priester zur Tränke gingen; unsre Pferde fraßen Hafer auf den Altären, und wir thaten uns gütlich mit dem Weine der Priester aus ihren silbernen Kelchen.

Er wandte den Kopf, um zu trinken zu fordern, und sah den Wirth mit gefaltenen Händen die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Abscheues gen Himmel richten.

„Dummkopf!" sagte Dietrich von Haustein, die Achsel zuckend; wie ist es möglich, daß es so einfältige Menschen giebt, die an alle Abgeschmacktheiten glauben können, welche jene katholische Priester ihnen weiß machen! Seht, Herr von Mergy, in der Schlacht von Montcontour erschoß ich einen der Edelleute des Herzogs von Anjou mit der Pistole; als ich ihm das Wamms auszog, wißt Ihr, was ich auf seiner Brust fand? ein großes Stück Seidenzeug mit Heiligennamen beschrieben. Dieß, glaubte er, würde ihn gegen die Kugeln sichern. Donner und Wetter! ich zeigte ihm, daß es kein Scapulier giebt, das einer protestantischen Kugel wiedersteht." „Ja, Scapulier!" unterbrach der Fähnrich, „aber bei mir daheim verkauft man Pergamentblätter, durch die weder Kugel noch Schwert dringt. „Ich würde einen Cüraß von gutem Stahl vorziehen," sagte Mergy; „wie sie Jakob Leschot in den Niederlanden verfertigt." „Hört," fieng der Hauptmann wieder an, „es läßt sich nicht läugnen, daß man sich fest machen kann; ich selbst, der ich hier vor Euch stehe, ich habe in Dreux einen Offizier gesehen, den eine Büchsenkugel mitten auf die Brust traf; er kannte die Salbe, womit man sich fest macht, und hatte seinen Koller von Büffelleder damit eingerieben; und denkt

Euch, nicht einmal ein rother oder schwarzer Fleck, wie ihn eine Quetschung zurück läßt, war auf seiner Brust zu sehen." „Und glaubt ihr nicht, fiel Mergy ein, daß der büffellederne Koller, wovon ihr sprecht, allein hinlänglich war, um die Kraft der Kugel zu brechen?" „Ach, so seyd ihr Franzosen, Ihr glaubt an nichts. Was würdet Ihr aber sagen, wenn Ihr wie ich einen schlesischen Gardereiter hättet seine Hand auf den Tisch legen sehen, und wie da Niemand im Stande war, mit großen Messern ihm eine Wunde zu versetzen? Ihr lacht und glaubt nicht, daß so etwas möglich seyn könne; fragt Mila! Ihr seht das Mädchen da, sie ist aus einem Lande, wo es eben so viele Herenmeister wie hier Mönche giebt; sie könnte Euch fürchterliche Geschichten erzählen. Zuweilen in den langen Herbstabenden, wenn wir in freier Luft um das Feuer herumsitzen, stehen mir die Haare bei den Abentheuern zu Berge; die sie uns erzählt." „Ich würde mit großem Vergnügen eines davon hören," sagte Mergy; „schöne Mila, thut mir den Gefallen." „So hört denn," sagte Mila, „und Ihr, mein junger Herr, der Ihr an Nichts glaubt, Ihr werdet so gut seyn, Eure Zweifel für Euch zu behalten. Hauptmann, Ihr seyd wohl gewiß in Hameln gewesen?" „Niemals." „Aber Ihr

Fähnrich?" „Eben so wenig." „Was soll denn Niemand hier seyn, der in Hameln gewesen ist?" „Ich bin ein Jahr dagewesen," sagte einer der Reiter und trat vor.

„Wohl denn Fritz," sagt Mila, „hast Du die Kirche in Hameln gesehen?" „Mehr als hundertmal." „Und die gemalten Fensterscheiben?" „Natürlich." „Und was ist auf diesen Scheiben gemalt?" „Auf den Scheiben? — Auf dem großen Fenster zur linken Hand steht, glaube ich, ein großer schwarzer Mann, der auf der Flöte bläst, und dem ein Haufen kleiner Kinder nachläuft." „Richtig. Nun will ich Euch die Geschichte des schwarzen Mannes und der Kinder erzählen."

„Vor vielen Jahren waren die Leute in Hameln mit einer unzähligen Menge von Ratzen geplagt, die in so dicken Haufen aus dem Norden kamen, daß die Erde ganz schwarz davon erschien und ein Karrenführer n.cht gewagt hätte, seine Pferde über einen Weg zu treiben, wo sie ihren Marsch hielten. In weniger als einem Augenblick war alles aufgezehrt, und in einer Scheune machten die Ratzen kürzren Prozeß mit einer Tonne voll Korn, als ich mit einem Glas guten Weines." Sie trank ihr Glas aus, wischte sich den Mund ab und fuhr fort. „Mäusefallen, Ratzefallen, Eisen, Gift, alles war

vergebens. Man hatte von Bremen ein Schiff mit eilfhundert Katzen kommen lassen; aber nichts half; für tausend, welche man tödtete, erschienen zehntausend, und noch hungriger wie die vorigen. Kurz, wenn man keine Hülfe gegen diese Plage gefunden hätte, so wäre kein Waizenkorn in Hameln geblieben und alle Einwohner vor Hunger gestorben. Da erschien an einem gewissen Freitag vor dem Bürgermeister ein langer, brauner, dürrer Mann mit großen Augen, einem Munde von einem Ohre zum andern, in ein rothes Wamms gekleidet, mit einem aufgestutzten Hute, weiten, mit Bändern besetzten Beinkleidern, grauen Strümpfen und Schuhen, mit feuerfarbenen Schleifen. Er hatte einen kleinen Beutel an seiner Seite hängen. Mir däucht ich sehe ihn noch." Alle Augen wendeten sich in diesem Augenblicke unwillkührlich nach der Wand hin, auf welche Mila ihre Blicke heftete. „So habt ihr ihn denn gesehen?" fragte Mergy. „Nein, ich nicht; aber meine Großmutter, und sie erinnerte sich seiner so wohl, daß sie ihn hätte malen können." „Und was sagte er zum Bürgermeister?" „Er bot ihm an für hundert Dukaten die Stadt von der Plage unter der sie litt, zu befreyen. Ihr könnt denken, daß der Bürgermeister und die Bürger den Handel auf der Stelle eingingen. Sogleich zog

der Fremde eine metallene Flöte aus seinem Beutel und stellte sich damit auf den großen Marktplatz vor die Kirche hin, der er aber, wohl zu bemerken, den Rücken zukehrte; er begann ein sonderbares Lied zu blasen, ein Lied, wie kein deutscher Flötenspieler jemals eines geblasen. Und siehe da, so wie dieß Lied ertönte, so kommen von allen Dachboden, aus allen Löchern in den Mauern, unter allen Sparren und Dachziegeln Ratzen und Mäuse bei Hunderten und Tausen hervor und laufen ihm nach. Der Fremde, immer fort blasend, nahm seinen Weg nach der Weser hin, und da zog er seine Unterkleider aus und ging ins Wasser hinein und alle Ratzen aus Hameln ihm nach, die auf der Stelle ersoffen. Nur eine einzige blieb in der ganzen Stadt und ihr sollt bald sehen warum. Der Herenmeister, denn das war er, fragte einen der Nachzügler, der noch nicht in die Weser hinein war, warum die weise Ratze noch nicht gekommen sey. — Herr, antwortete die Ratze, sie ist so alt, daß sie nicht mehr gehen kann. — So lauf' denn hin und hole sie, antwortete der Herenmeister, und die Ratze lief augenblicklich in die Stadt, von wo sie bald mit einer alten, dicken, weißen Ratze zurückkehrte die aber so alt war, daß sie sich kaum zu schleppen vermochte. Beide Ratzen, die junge die

alte beim Schwanz ziehend, stürzten sich in die Weser und ertranken mit ihren Gefährten. So ward die Stadt von ihnen befreit. Allein als der Fremde nun aufs Rathhaus ging und die versprochene Bezahlung forderte, hatten der Bürgermeister und die Bürger unterdessen überlegt, daß sie nichts mehr von den Ratzen zu befürchten hätten, und da sie glaubten, leicht mit einem Menschen umspringen zu können, der ohne Schutz war, so schämten sie sich nicht, ihm zehn Dukaten statt der versprochenen hundert anzubieten. Der Fremde machte Vorstellungen die weit weggeworfen wurden; er drohte dann, sich theurer bezahlen zu lassen, als sie glaubten, wenn sie den Handel nicht buchstäblich hielten. Die Bürger lachten laut über diese Drohung, warfen ihn die Rathshaustreppe hinunter, hießen ihn den weitberühmten Ratzenfänger, und alle Kinder in der Stadt schrieen ihm diesen Namen nach, indem sie ihm durch die Straßen bis zum neuen Thor folgten.

Den folgenden Freitag um die Mittagsstunde erschien der Fremde von Neuem auf dem Marktplatze; allein dießmal hatte er einen purpurfarbenen, auf eine besondere Weise aufgestuzten Hut auf. Er zog eine von der vorigen ganz verschiedene Flöte aus dem Beutel, und so bald er anfieng

darauf zu blasen, liefen ihm alle Knaben von sechs bis fünfzehn Jahren aus der ganzen Stadt nach und gingen zum Thore mit ihm hinaus.“ „Und die Bewohner von Hameln ließen die Kinder wegführen?“ fragten Mergy und der Hauptmann zugleich. „Sie folgten ihm nach bis an den Koppenberg zu einer Höhle, welche jetzt geschlossen ist. Der Flötenspieler ging in die Höhle hinein und alle Kinder mit ihm. Der Ton der Flöte ward noch einige Zeit gehört. Nach und nach ward er leiser und leiser und endlich hörte man nichts mehr. Die Kinder aber waren alle verschwunden; und seitdem hat man nie wieder etwas von ihnen erfahren.“

Die Zigeunerin hielt inne, um in den Zügen ihrer Zuhörer die durch ihre Erzählung hervorgebrachte Wirkung zu beobachten. Der Reiter, der in Hameln gewesen war, nahm das Wort und sagte: „Diese Geschichte ist so gewiß wahr, daß, wenn man in Hameln von irgend einer außerordentlichen Begebenheit spricht, es beständig heißt: Dieß geschah zwanzig oder zehn Jahre nach dem Auszuge unserer Kinder — sechzig Jahre nach dem Auszuge unserer Kinder ward unsere Stadt von dem Herrn von Falkenstein geplündert.“ „Das Sonderbarste bei der Sache ist aber,“ sagte Mila, „daß zu gleicher

Zeit weit von da, in Siebenbürgen, eine Zahl Kinder erschien, die gut Deutsch sprachen und nicht sagen konnten von woher sie kamen. Sie verheiratheten sich im Lande und lehrten ihre Kinder ihre Sprache, woher es kommt, daß man noch bis auf diesen Tag Deutsch in Siebenbürgen spricht." Und so sind dieß die Kinder von Hameln, welche vom Teufel dort hingeführt worden?" fragte Mergy lächelnd. „Beim Himmel es ist wahr! rief der Hauptmann, „denn ich bin in Siebenbürgen gewesen und weiß wohl daß man dort Deutsch spricht, während sie in der ganzen umliegenden Gegend ein höllisches Kauderwelsch reden." Die Versicherung des Hauptmanns war wenigstens eben so gut als manche Beweise, die oft geführt werden.

Trudchen nahm eine Art Mandoline, auf der nur wenige Saiten fehlten, und fieng an einen deutschen Marsch zu spielen; wie sie die Soldaten sich in einen Kreis um sich her sammeln sah, sang sie in ihrer Sprache ein Kriegslied und die Reiter stimmten aus vollem Halse in den Chor ein. Durch das Beispiel gereizt, begann der Hauptmann ebenfalls mit einer das ganze Zimmer erschütternden Stimme ein altes hugenottisches Lied, dessen Melodie zum wenigsten eben so barbarisch wie die Worte waren.

„Le prince de Condé
Il a èté tuè;
Mais Monsieur l'amiral
Est encore à cheval
Avec La Roche foucauld,
Pour chasser tous les papaux,
Papaux, papaux, paxaux."

Die von Wein erhitzten Reiter fiengen an, ein jeder sein eigenes Lied zu singen. Trümmer von Tellern und Flaschen bedeckten den Fußboden. Die Küche erschallte von Flüchen, Gelächter und Trinkliedern. Doch bald übte der Schlaf, von den Weindünsten herbei geführt, seine Macht auf die meisten Theilnehmer dieser bacchantischen Scene aus. Die Soldaten warfen sich auf die umherstehenden Bänke. Der Fähnrich wankte seinem Bette zu, nachdem er zwei Schildwachen vor die Thüre gestellt. Der Hauptmann der noch die Kraft hatte, sich auf gerader Linie zu erhalten, stieg ohne Schwanken die Treppe hinauf, die in das Zimmer des Wirthes führte, welches er, als das beste in der Schenke, für sich gewählt hatte.

Die jungen Herren am Hofe.

Bei seiner Ankunft in Paris hoffte Mergy die besten Empfehlungen an Admiral Coligny zu erhalten, und freute sich darauf, im bevor-

stehenden Kriege gegen Flandern unter dem Befehle dieses großen Feldherrn zu dienen. Freunde seines Vaters, welchen er Briefe zu überreichen hatte, würden, so dachte er, ihm in seinen Bemühungen beistehen, ihm Eingang am Hofe König Karls zu verschaffen wie auch bei dem Admiral, der ebenfalls seinen Hofstaat hatte. Mergy wußte, daß sein eigener Bruder nicht ohne Einfluß war, konnte sich aber nicht leicht entschließen davon Gebrauch zu machen. Ehe er über das Verhältniß, in welches er sich mit seinem Bruder setzen sollte, im Reinen war, und noch vor dem Ueberreichen seiner Empfehlungsschreiben, hielt er für gut, auf Mittel zu sinnen, wie er seine leere Börse füllen könne. In dieser Absicht verließ er sein Gasthaus und machte sich auf den Weg, um von einem Goldarbeiter auf der St. Michelsbrücke eine Summe Geldes einzufordern, welche dieser seinen Eltern schuldig war.

Am Eingange der Brücke begegnete er einigen sehr elegant gekleideten jungen Leuten, die in einer Reihe, Arm in Arm, den engen Durchgang zwischen den vielen Läden und Krambuden, welche sich zu beiden Seiten der Brücke wie zwei parallele Mauern erhoben, fast ganz versperrten. Hinter den jungen Leuten her gingen ihre Lakaien, und jeder Lackai trug in der Scheide ei-

nen langen, zweischneidigen Degen (Duel genannt) und einen Dolch mit so breitem Stichblatte, daß es zur Noth als Schild dienen konnte. Die Herren schienen in guter Laune zu seyn, wenigstens nahm ihr lautes Gelächter kein Ende. Ging eine anständige Frau vorbei, gleich grüßten sie dieselbe auf eine halb höfliche, halb impertinente Art, während sich ein anderer Theil der lustigen Brüder das Vergnügen machte, den in schwarzen Mänteln ernst einherschreitenden Bürgersleuten die Kraft ihrer Ellenbogen fühlen zu lassen; die Bürger gingen ihrer Wege, tausend Verwünschungen gegen die Unverschämtheit der Leute am Hofe — ganz leise murmelnd. Nur ein Einziger unter den Letztern ging mit gesenktem Haupte, und schien an den Scherzen allen keinen Antheil zu nehmen.

„Gott verdamme mich! Georg," rief einer der jungen Leute und schlug ihm auf die Schulter, „Du wirst mir gewaltig ungelenk. Eine starke Viertelstunde hast Du den Mund nicht aufgethan. Willst Du wohl Karthäuser werden?" Beim Namen Georg fuhr Mergy auf, aber er hörte von dem, welchen man so anrief, keine Antwort. „Ich wette hundert Pistolen," begann jener von Neuem, „der ist wieder in eine erztugendhafte Seele verliebt. Armer Freund! Du bedauerst mich; von Unglück kann sagen, wer

eine Grausame findet . . . und gar in Paris!" Geh hin zum Zauberer Rudbeck, hol' Dir einen Liebestrank, damit Du geliebt werdest. „Vielleicht," meynte ein Anderer, „vielleicht ist unser guter Kapitain in eine Nonne verliebt. Diese verteufelten Hugenotten, bekehrt oder nicht bekehrt, stellen den Verlobten unsers Herrgotts nach." Traurig erwiederte eine Stimme (die Mergy augenblicklich erkannte) „Laß mich in Ruhe! die Liebesgeschichten allein würden mich nicht so schwermüthig machen, aber," setzte er leise hinzu, „de Pons, dem ich Briefe an meinen Vater mitgegeben, ist zurück, und bringt mir die Nachricht, daß mein Vater durchaus nichts mehr von mir hören wolle." „Je nun, Dein Vater ist von altem Schrot," sagte einer von den jungen Leuten, „einer von den alten Hugenotten, welche Amboise stürmen wollten."

Kapitain Georg wandte zufällig den Kopf und erblickte Mergy. Außer sich vor Freude und Ueberraschung stürzte er mit offenen Armen auf ihn zu. Mergy zauderte keinen Augenblick, ihn an sein Herz zu drücken. Wäre das Wiedersehen nicht so unverhofft gewesen, vielleicht würde Bernhardt versucht haben, sich etwas gleichgültig zu stellen, allein durch die Ueberraschung gewann sein inneres Gefühl die Oberhand, und so war das Wiedersehen herzlich, wie das

zweier Freunde, die sich nach einer langen Reise wiederfinden. Nach den Umarmungen und den ersten Fragen wandte sich Kapitain Georg zu seinen Freunden und stellte ihnen seinen Bruder vor und nannte demselben den Baron von Vaudreuil, den Ritter von Rheincy, den Vicomte von Beville u. s. w. Sie überhäuften den Neuling mit Schmeichelworten, er mußte einen nach dem andern umarmen. Der letzte, welcher ihn umhalste, war Beville. „Oho!" rief dieser, Gott verdamm' mich! Kamerad ich rieche Ketzerei. Ich wette meine goldene Kette gegen eine Pistole, Du gehörst zur protestanischen Religion." „Ihr habt Recht, und ich halte mich so fest am Glauben als ich sollte." „Seht doch, ob ich nicht unter Tausenden einen Hugenotten herausfinde! Alle Hagel was diese Herren von der Colas-Kuh*) für ein ernsthaftes Gesicht machen, wenn sie von ihrer Religion reden." „Mich dünkt über diesen Gegenstand sollte man nie spaßen." „Herr von Mergy hat Recht," sagte Baron Vaudreuil; und Euch, Beville wird es übel ergehen, wenn Ihr mit dem Heiligen Spott treibet." „Seht doch einmal dieses Heiligengesicht an," sprach Beville zu Mergy. „Das ist der Ausgelassenste von uns Allen, und doch fällt ihm zuweilen

---

*) Spitzname der Protestanten.

ein, uns eine Predigt zu halten.“ „Ich bin was ich bin. „Beville“, erwiederte Vaudreuil. „Ich bin ausgelassen, weil ich nicht anders kann; aber ich achte wenigstens, was Achtung verdient.“ „Ich für meinen Theil achte sehr . . . meine Mutter; sie ist die einzige sittsame Frau, die ich je gekannt. Uebrigens, mein Lieber, gelten mir alle gleichviel. Katholiken, Hugenotten, Papisten, Juden, Türken, Alles ist mir einerlei; ich scheere mich den Teufel um ihren Streit.“ „Gottloser!“ murmelte Vaudreuil vor sich hin und machte das Zeichen des Kreuzes auf seinem Munde, hielt aber wohlbedacht sein Taschentuch vor. „Du mußt wissen, Bernhard,“ sagte Kapitain Georg, „unter uns findest Du wenig Glaubensverfechter, wie unsern geschickten Lehrer Theobald Wolfsteinius. Wir halten wenig auf theologische Unterhaltung und wenden, Gottlob! unsere Zeit besser an.“ „Vielleicht,“ entgegnete Mergy etwas empfindlich, „vielleicht wäre es besser für Dich gewesen, wenn Du die gelehrten Worte des würdigen Predigers aufmerksam angehört hättest.“ Brechen wir davon ab, lieber Bruder, später kommen wir wohl auf diesen Gegenstand zurück; ich weiß, Du hast von mir eine Meynung, eine Meynung . . . thut nichts . . . Wir sind nicht hier, um von dergleichen zu reden . . . Ich glaube ich bin ein ehrlicher Mann

und Du wirst Dich gewiß eines Tages davon überzeugen . . . Und damit Punktum; wir müssen jetzt darauf denken, uns zu amüsiren.“ Nach diesen Worten strich er mit der Hand über seine Stirne, als ob er sich von einem traurigen Gedanken losmachen wollte. „Lieber Bruder!“ sagte Mergy ganz leise und drückte ihm die Hand; Georg drückte die des Bruders, und beide eilten den Gefährten nach, welche einige Schritte voraus waren.

Als sie an dem Louvre vorbei gingen, kamen gerade eine Menge Personen in stattlicher Kleidung heraus, der Kapitain und seine Freunde grüßten oder umarmten fast alle die vornehmen Herren, welchen sie begegneten. Zugleich stellten sie den jungen Mergy vor, der auf diese Weise schnell mit einer großen Zahl der damals berühmten Leute Bekanntschaft machte; zu gleicher Zeit lernte er auch ihre Spitznamen kennen (jeder vornehme Mann hatte damals seinen eigenen) und die scandalösen Geschichtchen, welche man ihnen zur Last legte. „Sieh,“ sagte man ihm, „hier ist der kleine Kapitain Brule-Bancs; dort ist der Flaschen Erzbischof*), der sich ziemlich aufrecht hält auf seinem Maulesel, dieweilen er noch nicht zu Mittag gespeist. Da ist auch

*) Der Erzbischof von Guise.

ein Hauptheld Eurer Parthei, der tapfere Gräf de la Rochefoucauld, zu benannt. Der Feind der Kohlköpfe; im letzten Krieg hat er ein unglückliches Kohlbeet mit Büchsenschüssen zersetzen lassen; der Mann ist kurzsichtig, und sah die Kohlköpfe für Infanteristen an." Noch war nicht eine Viertelstunde vergangen, und schon kannte Mergy, die Auserwählten aller Damen vom Hofe dem Namen nach, und wußte die Zahl der Duelle, zu welchen ihre Schönheit Anlaß gegeben hatte. Er erfuhr, daß der Ruf einer Dame von der Menge der Todesfälle, woran sie Schuld war, abhing; Frau von Courtavel zum Beispiel, deren jetziger Geliebter zwei Nebenbuhler getödtet war bei weitem berühmter als die arme Gräfin von Pomerande, die nur zu einem kleinen Duell Veranlassung gegeben und zu einer sehr geringfügigen Wunde. Besonders aufmerksam wurde Mergy auf eine Dame von schönem Wuchs, die auf ihrem weißen Maulthier einherritt, geleitet von einem Knappen, hinter ihr zwei Lackayen; ihre Kleider waren nach der neuesten Mode, ganz steif vor lauter Stickerei. So viel man abnehmen konnte, mußte sie hübsch seyn; bekanntlich gingen die Damen damals nicht anders aus als maskirt. Ihre Maske war von schwarzem Sammt; das Wenige, was durch die Augenöffnung sichtbar war, zeigte oder verrieth

vielmehr die blendende Weiße der Haut und das Dunkelblau ihrer Augen. Als sie an den jungen Leuten vorbei kam, ließ sie das Maulthier langsamer gehen und schien sogar Mergy, dessen Gesicht ihr unbekannt war, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Auf ihrem Wege kehrten alle Federbüsche die Erde, und sie neigte das Haupt voll Anstand, für die zahlreichen Verbeugungen zu danken, welche zu beiden Seiten die Reihe der Bewunderer vor ihr machten. „Wer ist die Dame, vor welcher Jedermann sich verneigt?“ fragte Mergy neugierig. „Schon verliebt!“ rief Beville. „Uebrigens thut sie es ja Allen an; Hugenotten und Papisten, alle sind verliebt in die Gräfin Diana von Turgis.“ „Sie ist eine der Schönheiten des Hofes,“ fügte Georg hinzu, eine der gefährlichsten Circe's für unsre jungen Galans. Aber, der Henker! diese Festung ist nicht leicht einzunehmen.“ „Wie viele Duelle zählt sie?“ fragte Mergy lächelnd. „O diese zählt die Duelle zwanzigweis,“ erwiederte der Baron von Vaudreuil; „was aber das Schönste ist, sie hat sich selbst schlagen wollen; einer Hofdame, welche ihr den Rang abgelaufen, hat sie eine Herausforderung in bester Form zugeschickt.“ „Possen,“ rief Mergy. „Die wäre nicht die erste,“ entgegnete Georg, „die sich in der letzten Zeit geschlagen hatte; der Sainte-

Foix hat sie eine förmliche Herausfoderung zugesandt, auf Leben und Tod, auf Säbel und Dolch, und im Hemd, wie es raffinirte Duellisten machen.“ „Die Turgis ist wie der Vaudreuil,“ sagte Beville; „aus der Religion und den Sitten der Zeit macht sie ein Ragout; sie will sich schlagen, und das ist, glaube ich eine Todsünde, und täglich hört sie zweimal die Messe.“ „Laß mich doch zufrieden mit der Messe,“ rief Vaudreuil. „Ja zur Messe kommt sie,“ fiel Rheincy ein, „aber blos, um sich unmaskirt sehen zu lassen.“ „Deßwegen, glaube ich, sind so viele Damen bei der Messe, bemerkte Mergy erfreut über die Gelegenheit, eine Religion zu bespötteln, welche nicht die seinige war. „Und bei der Predigt,“ sagte Beville; „wenn ich einer Hugenottin einen Liebesbrief zuzustellen hätte, würde ich mich an ihren Geistlichen wenden.“ „Ohne Zweifel,“ antwortete Mergy, weil ihr gewohnt seyd, euren Priestern solche Bestellungen zu geben.“ „Unsern Priestern . . . . rief Vaudreuil, roth vor Zorn. „Laßt den Langweiligen Streit,“ unterbrach sie Georg, denn er merkte, wie bei jeder Gegenrede die Bitterkeit zunahm; „Lassen wir die Andächtler aller Sekten. Ich schlage vor, daß der Erste, dem das Wort Hugenotte, Papist, Protestant, Katholik, über die Lippen kömmt, Strafe zu geben habe.“ „So

sey es," rief Beville; „er soll uns im Gasthaus wo wir speisen mit gutem Cahorswein bewirthen."

Einen Augenblick schwiegen alle still. „Seit dem Tode dieses armen Lannoy, der vor Orleans umkam, hat die Turgis keinen bekannten Liebhaber," hob Georg an, der seine Freunde nicht bei den theologischen Ideen lassen wollte. „Wer kann behaupten," rief Beville," daß eine Pariserin keinen Liebhaber hat? So viel ist gewiß, Comminges setzt ihr lebhaft zu, und verheißt Jeglichen umzubringen, der es wagt die schöne Gräfin zu lieben; und um nicht ohne Liebhaber zu bleiben, wird sie sich schon entschließen müssen, mit Comminges vorlieb zu nehmen." „Wer ist denn dieser furchtbare Mann?" fragte Mergy. „Er ist," antwortete Rheincy, „einer unserer famösesten Raffinirten. Da Ihr aus der Provinz kommt, so muß ich Euch wohl das schöne Wort erklären. Ein Raffinirter ist ein Galanthomme in der höchsten Vollkommenheit, ein Mann, der sich schlagt, wenn der Mantel eines Andern den seinigen berührt, oder wenn man vier Schritte vor ihm ausspuckt, und aus jedem andern eben so gewichtigen Grund.

Ein Jeder führte nun irgend ein merkwürdiges Beispiel von der Geschicklichkeit und Streitsucht des Comminges an. Das war ein reichhaltiger Stoff, und mit dieser Unterhaltung ge-

langten sie vor die Stadt nach dem Wirthshause zum Mohren, das mitten in einem Garten an der Stelle gelegen war, wo nachher das Schloß der Tuilerien erbaut worden ist. Mehrere Edelleute von Georg und seiner Freunde Bekanntschaft trafen sich hier, und man setzte sich in zahlreicher Gesellschaft zu Tische.

Mergy, der zur Seite des Barons Vaudreuil saß, bemerkte, daß dieser, als er sich zu Tische setzte, das Zeichen des Kreuzes machte und mit leiser Stimme, die Augen geschlossen, ein lateinisches Gebet sprach:

„Ihr versteht Latein, Herr Baron?" fragte ihn Mergy — „Ihr habt mein Gebet gehört?" „Ja, aber ich gestehe, daß ich es nicht verstanden." „Um Euch die Wahrheit zu sagen, ich verstehe kein Latein, und weiß auch nicht, was dieß Gebet bedeutet; allein ich habe es von meiner Muhme, die sich immer wohl dabei befunden, und seitdem ich es hersage, habe ich nur gute Folgen davon gesehen." „Ich denke, das ist katholisches Latein, und daher können wir Hugenotten es nicht verstehen." „Strafe her! Strafe her!" rief zugleich Beville und Kapitain Georg; Mergy fügte sich gutwillig, und man besetzte den Tisch mit anderen Flaschen, welche alsbald die Gesellschaft in gute Laune brachte. — Die Unterhaltung wurde lärmend und Mergy

nutzte den Tumult, um mit seinem Bruder zu reden, ohne darauf zu achten, was um sie her vorging. Erst nach dem zweiten Gange wurden sie durch den heftigen Wortstreit, der zwischen zwei Gästen ausgebrochen war, in ihrem Seitengespräche gestört. „Das ist eine Unwahrheit!" schrie der Ritter von Rheincy. „Unwahrheit!" rief Vaudreuil, und sein von Natur blasses Gesicht wurde weiß wie eine Leiche. „Sie ist die tugendhafteste, keuscheste Frau von der Welt," fuhr der Ritter fort. Vaudreuil lachte bitter und zuckte die Achseln. Alle Augen waren auf die beiden Zänker gerichtet, und jeder schien still und neutral abwarten zu wollen, was der Streit für ein Ende nähme.

„Was giebt's meine Herren, wann soll einmal dieser Spektakel enden?" fragte der Kapitain, stets bereit, sich jeder Friedensstörung zu widersetzen. „Unser lieber Ritter," antwortete gelassen, Beville, „meynt, seine Geliebte, die Sillery, sey keusch, und unser lieber von Vaudreuil dagegen behauptet, daß sie nicht keusch sey, und daß er hierüber ein Wörtchen mitsprechen könne." Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten, und steigerte die Wuth Rheincy's der mit zornflammenden Augen bald Vaudreuil, bald Beville anblickte. „Ich könnte Briefe von ihr zeigen," sagte Vaudreuil. „Thu' das!"

schrie der Ritter. „Je nun!“ sagte Vaudreuil mit boshaftem Hohnlächeln, „ich will diesen Herrn einen ihrer Briefe vorlegen. Die Schrift ist ihnen vielleicht eben so bekannt als mir; denn ich will mich nicht rühmen, allein Billetchen und Gunstbezeugungen von ihr zu empfangen. Hier ist zum Beispiel ein Billet, das ich erst heute von ihr erhalten.“ Und nun suchte er in seiner Tasche, als ob er einen Brief herausziehen wollte. „Du lügst in Deinen Hals hinein!“ rief der Ritter. Der Tisch war zu breit, als daß die Hand des Barons seinen Widersacher, der ihm gegenüber saß, hätte erreichen können. „Du lügst in Deinen Hals, und magst dabei ersticken,“ schrie er und begleidete seinen Satz mit einer Flasche, die er dem Ritter nach dem Kopf warf. Rheincy wich aus, schlug in der Eile seinen Stuhl rückwärts um und lief an die Wand, um seinen Degen vom Hacken abzunehmen.

Da standen alle auf, einige um den Streit beizulegen, die Meisten um nicht zu nahe dabei zu seyn.

„Haltet ein, ihr tollen Menschen!“ rief Georg und stellte sich vor den Baron, welcher ihm am nächsten stand. „Sollen sich zwei Freunde um solch' eine armselige Weibsperson schlagen?“ Eine Flasche an den Kopf ist so viel als eine Ohrfeige, versetzte Beville kaltblütig.

„Auf mein lieber Ritter vom Leder gezogen!“ Ehrlich gefochten! Platz gemacht!“ schrieen fast alle Gäste. „Holla! Hänsel, die Thür zu!“ rief guter Dinge der Wirth zum Mohren, der an dergleichen Auftritte gewöhnt war; „wenn die Häscher herbeikämen, könnten die edlen Herren unterbrochen werden, auch könnt' es meinem Hause schaden.“ „Wollt Ihr Euch im Gastzimmer schlagen, wie betrunkene Soldaten?“ mahnte Georg, um Zeit zu gewinnen; „wartet wenigstens bis morgen.“ „Gut, auf morgen,“ sagte Rheincy und wollte den Degen in die Scheide stecken. „Unser Ritterlein ist ängstlich,“ versetzte Vaudreuil. Da stürzte Rheincy, zu beiden Seiten alle zurückdrängend, auf seinen Gegner los. Wüthend griffen die beiden einander an. Vaudreuil hatte aber Zeit gehabt, sorgfältig eine Serviette um seinen linken Arm zu wickeln, und benuzt dieß geschickt die Hiebe zu parieren; Rheincy dagegen, minder vorsichtig, wurde gleich bei den ersten Ausfällen an der linken Hand verwundet. Er ließ dennoch nicht ab, muthig weiter zu fechten, rief seinem Lackaien und forderte seinen Dolch. Beville behauptete Rheincy dürfe seinen Dolch nicht brauchen, da sein Gegner keinen habe, und hielt den Lackaien zurück. Einige Freunde des Ritters machten Einwendungen; es wurden bittere Worte ge-

wechselt, und aus dem Duell wäre gewiß ein Scharmützel geworden, hätte nicht Vaudreuil in diesem Augenblicke seinen Gegner durch einen plötzlichen Stich in die Brust zu Boden gestürzt. Schnell setzte er seinen Fuß auf Rheincy's Degen, daß er ihn nicht aufheben konnte, und war im Begriff, dem Ritter den Gnadenstich zu geben. Solche Grausamkeit im Zweikampf war erlaubt. „Er ist entwaffnet!“ schrie Georg und riß Vaudreuil den Degen aus der Hand.

Die Wunde des Ritters war nicht tödtlich, er verlor aber viel Blut. Man verband ihn so gut als möglich mit Servietten; er verbiß seinen Schmerz und sagte mit erzwungenem Lächeln, die Sache sey noch nicht zu Ende. Bald darauf erschienen ein Mönch und ein Wundarzt, die sich eine Zeit lang um den Verwundeten stritten. Der Wundarzt erhielt jedoch den Vorzug, ließ seinen Kranken an die Seine tragen und führte ihn zu Schiffe bis an seine Wohnung, während Knechte die blutigen Servietten wegtrugen und den rothen Fußboden wuschen, brachten andere von Neuem Flaschen herbei Vaudreuil trocknete für's Erste sorgfältig seinen Degen, steckte ihn in die Scheide, machte das Zeichen des Kreuzes, zog sodann mit der kaltblütigsten Gelassenheit einen Brief aus der Tasche, bat um's Wort, und las die erste Zeile, auf

welche ein lautes Gelächter erfolgte. „Mein Lieber, dieser langweilige Ritter, der nicht von mir weicht ....."

„Wir wollen gehen," sagte Mergy voll Abscheu zu seinem Bruder. Der Kapitain folgte ihm. Der Brief beschäftigte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, und die Abwesenheit der beiden Gäste fiel nicht auf.

Bernhard von Mergy war kaum einige Tage am Hofe gewesen, dem Admiral Coligny vorgestellt und von dem König zum Fähnrich ernannt worden, als er mit dem Liebhaber der schönen Diana von Turgis, die vom ersten Augenblick sein Herz gefesselt hatte, in Streit gerieth, weil ihm jener beim Aufheben eines der Gräfin entfallenen Handschuh's zuvorgekommen war. Von einem Dienstfertigen, um seine Ehre besorgten Freunde aufgehezt, hatte er den furchtbaren Comminges gefordert, und der Streit sollte den folgenden Tag auf pré aux Clercs ausgemacht werden.

Die Jagd.

Ein Hirsch ward angejagt und floh in das Gehölz; die ganze Jagd folgte, und Mergy bemerkte nicht ohne Erstaunen die Geschicklichkeit, mit welcher die Gräfin ihr Pferd lenkte, und die Unerschrockenheit, mit der er sie über alle

Hindernisse, die ihr in den Weg kamen, dahin flog. Er verdankte es seinem guten Barber, ihr folgen zu können; allein zu seinem großen Verdrusse begleitete sie der Graf von Comminges, der eben so gut als er beritten war, ebenfalls, und ungeachtet der ganz besondern Aufmerksamkeit, welche er der Jagd widmete, fand er Mittel mit der reizenden Amazone zu reden, während Mergy schweigend seine Leichtigkeit, seine Unbefangenheit, und besonders das Talent beneidete, auf eine angenehme Weise unbedeutende Dinge zu sagen, die nach dem Verdrusse, welchen sie ihm verursachten, die Gräfin wahrscheinlich unterhalten mußten. Uebrigens fanden die beiden Nebenbuhler, vom edelsten Wetteifer beseelt, keine Hecke zu hoch, keinen Graben zu breit, und liefen mehr als zehnmal Gefahr den Hals zu brechen. Auf einmal lenkte die Gräfin, sich von der Jagd entfernend, ihr Pferd in eine Allee des Gehölzes, welche mit der, die der König und sein Gefolge einschlugen, einen Winkel bildeten.

„Was macht Ihr?" rief Comminges; „Ihr verirrt Euch, hört Ihr nicht die Hörner und Hunde auf jener Seite?" „Wohl, reitet in die andere Alle, wer hindert Euch?" Comminges antwortete nichts und folgte ihr; Mergy that dasselbe.

Die Gräfin hatte das Haupt auf die Brust gesenkt und schien in Gedanken verloren. Schweigend erreichten alle drei einen Kreuzweg am Ende der Allee.

„Ist das nicht das Horn?" fragte Comminges. „Es scheint aus dem Dickicht zu unserer Linken zu kommen," sagte Mergy. „Ja es ist das Horn, nun bin ich es gewiß, und sogar ist es ein Bologneser Horn. Hol' mich der Teufel, wenn es nicht Pompignan's Horn ist. „Ihr könnt nicht glauben, Herr von Mergy, welch' ein Unterschied zwischen einem Bologneser Horn und denjenigen ist, die unsre edlen Werkleute in Paris verfertigen." „Dieß hört man weit." ‚Und was für ein Ton! wie voll! wenn die Hunde es hören, so vergessen sie, daß sie zehn Stunden gejagt haben. Hört, die Wahrheit zu gestehen, versteht man nirgends zu arbeiten als in Italien; oder in Flandern. Was denkt Ihr zu diesem Kragen à la Walonne? er paßt sehr gut zu einem Jagdkleide; ich habe Kragen und Krausen à la confusion, um auf den Ball zu gehen; allein selbst diesen Kragen, so einfach er auch ist, glaubt Ihr, daß man ihn in Paris sticken könnte? Nein, er kommt von Breda. Wenn Ihr wollt, so kann ich Euch einige durch einen meiner Freunde, der in Flandern ist, verschrei-

ben — Aber — (er lachte laut auf) ich bin so zerstreut! Mein Gott! ich hatte ganz vergessen —"

Die Gräfin hielt still: „Comminges, die Jagd ist hier vor uns, und nach dem Horne zu urtheilen, ist der Hirsch seinem Ende nahe." „Ich denke Ihr habt Recht, schöne Gräfin." „Und wollt Ihr nicht dem Hallali beiwohnen?" „Ohne Zweifel, sonst wäre es um unsern Ruf als Jäger gethan." „Wohlan denn, schnell!" „Ja unsre Pferde sind wieder zu Athem gekommen; sprengt fort!" „Ich bin ermüdet; ich bleibe hier, Herr von Mergy wird mir Gesellschaft leisten. Nun reitet hin." „Aber . . ." „Aber muß man Euch die Sache zweimal sagen? die Sporen gegeben!" Comminges blieb unbeweglich; eine glühende Röthe überzog sein Gesicht und er blickte abwechselnd die Gräfin und Mergy mit dem Ausdrucke der höchsten Wuth an. „Frau von Turgis wünscht eine Unterredung unter vier Augen zu haben," sagte er mit bitterm Lächeln.

Die Gräfin streckte die Hand nach dem Dickicht aus, von woher man den Hörnerschall hörte, und machte ihm ein sehr bedeutungsvolles Zeichen mit dem Finger, Comminges schien indessen noch nicht geneigt, seinem Nebenbuhler das Feld frei zu lassen. „Es scheint, man muß deutlich mit Euch reden. Verlaßt uns,

Herr von Comminges, Eure Gegenwart ist mir lästig. Versteht Ihr mich nun?" Vollkommen, gnädige Frau," antwortete er wüthend und setzte leiser hinzu: „was aber dieses artige Schooßkindchen betrifft — so soll es Euch nicht lange unterhalten. Lebt wohl, Herr von Mergy, auf Wiedersehen!" Er legte einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte, und seinem Pferde die Sporn gebend, sprengte er davon.

Die Gräfin hielt ihr Pferd, welches ihm nacheilen wollte, an, brachte es in den Schritt und ritt zuerst schweigend fort; sie hob von Zeit zu Zeit den Kopf auf und blickte Mergy an, als ob sie mit ihm reden wollte, und wandte sich dann ab, beschämt, nicht das rechte Wort zum Beginnen ihrer Rede finden zu können. Mergy glaubte sich verbunden, das Gespräch anzufangen. „Ich bin stolz, gnädige Frau, auf den Vorzug, mit dem Ihr mich beehrt." „Herr von Mergy — könnt Ihr fechten?" „Ja," antwortete er, erstaunt über diese Frage. „Ich meyne aber gut — — sehr gut? „Gut genug für einen Edelmann, und ohne Zweifel schlecht für einen Fechtmeister." „Allein hier zu Lande verstehen die Edelleute das Fechten besser als ausgelernte Fechtmeister." „In der That habe ich sagen hören, daß mancher unter ihnen auf dem Fechtboden eine Zeit verlieren, die sie

anderwärts besser anwenden konnten.“ „Besser.“ „Gewiß. Ist es nicht besser sich mit den Damen unterhalten,“ sagte er lächelnd, „als auf dem Fechtboden schwitzen?“ „Sagt mir, habt Ihr Euch schon oft geschlagen?“ „Gott sey Dank, niemals. Aber gnädige Frau, warum alle diese Fragen?“ „Lernt denn erst, daß man nie eine Frau frägt, warum sie Dieß oder Jenes thue; dieß ist wenigstens Sitte bei Leuten von guter Erziehung.“ „Ich werde mich darnach zu richten wissen,“ erwiederte Mergy lächelnd, indem er sich bis auf den Hals seines Pferdes bückte. — „Allein“ — — wie werdets Ihr's morgen anfangen?“ „Morgen?“ „Ja stellt Euch nicht so erstaunt an.“ „Gnädige Frau? . . .“ „Antwortet mir, ich weiß Alles. Antwortet mir!“ rief sie aus, die Hand mit dem Anstande einer Königin nach ihm ausstreckend. Ihre Fingerspitze berührte Mergy's Aermel und machte ihn erbebend. „Ich werde mein Bestes thun,“ sagte Mergy endlich. „Eure Antwort gefällt mir. Sie kommt weder von einem Feigen noch von einem Raufer. Allein wißt Ihr, daß Ihr für Euer Probestück mit einem sehr furchtbaren Menschen zu thun haben werdet?“ „Was wollt Ihr? ich werde ohne Zweifel sehr verlegen seyn; so wie ich es jetzt bin,“ setzte er lächelnd hinzu; „ich habe bis jetzt nur Landmädchen gesehen,

und bei meiner ersten Erscheinung am Hofe befinde ich mich unter vier Augen mit der schönsten Frau in Frankreich." „Sprechen wir ernsthaft; Comminges führt den besten Degen an diesem Hofe, an dem so viele gute Fechter sind. Er ist der König der Raffinirten." „So sagt man." „Wohl denn! seyd Ihr nicht ein wenig unruhig?" „Ich wiederhole es, ich werde mein Bestes thun. Mit einem guten Degen muß man niemals verzweifeln, und vorzüglich mit der Hülfe Gottes!" „Die Hülfe Gottes!" unterbrach sie ihn mit verächtlicher Miene; „seyd Ihr nicht ein Hugenotte, Herr von Mergy?" „Ja, gnädige Frau!" antwortete er ernsthaft, wie es immer seine Gewohnheit auf eine solche Frage war. „Folglich lauft Ihr größere Gefahr als ein Anderer." „Und warum das?" „Sein Leben aussetzen ist nichts, Ihr aber setzet mehr als das Leben aus — Eure Seele." „Ihr schließt nach den Lehren Eurer Religion; die meinige ist beruhigender." „Ihr spielt ein gewagtes Spiel. Eine Ewigkeit voll Pein auf einen Wurf!" „Auf alle Fälle käme dieß auf Eins heraus; denn stürbe ich morgen als Katholik, so würde ich doch in einer Todsünde sterben." „Darüber läßt sich vieles sagen, und der Unterschied ist groß," rief sie ärgerlich, daß Mergy ihr einen Grund entgegensetzte, die ihrem

eigenen Glauben entnommen war; „unsre Geistlichen würden Euch erklären . . .“ „Ohne Zweifel, gnädige Frau; denn sie erklären Alles; sie nehmen sich die Freiheit, die heilige Schrift nach Gefallen zu verändern. Zum Beispiel“ — „Lassen wir das. Man kann nicht einen kleinen Augenblick mit einem Hugenotten reden, ohne daß er bei jeder Gelegenheit, die heilige Schrift anführt.“ „Das kömmt daher, daß wir sie lesen, während sogar Eure Priester sie nicht einmal kennen; doch reden wir von etwas Anderm. Glaubt Ihr, daß der Hirsch bald gefangen seyn wird?“ „Ihr hängt also sehr fest an Eurer Religion?“ „Ihr fangt selbst wieder an gnädige Frau.“ „Ihr haltet sie für gut?“ „Weit mehr als das, ich halte sie für die beste, für die einzig gute; wäre dieß nicht, so würde ich morgen eine andere annehmen.“ „Euer Bruder hat eine andere angenommen.“ „Er hatte seine Gründe, katholisch zu werden; ich habe die meinigen, Protestant zu bleiben.“ „Sie sind alle verstockt und taub gegen die Stimme der Vernunft!“ rief sie zornig aus. „Es wird morgen regnen,“ sagte Mergy, gen Himmel blickend. „Herr von Mergy, meine Freundschaft für Euren Bruder und die Gefahr, in der ich Euch sehe, flößt mir Theilnahme für Euch ein.“ — Er verbeugte sich ehrerbietig. „Ketzer, wie Ihr, glau=

ben nicht an Reliquien?" Er lächelte. „Und würden sich zu beflecken glauben, wenn sie eine berührten?" fuhr sie fort — „würdet Ihr Euch weigern sie zu tragen, wie wir Katholiken thun?" „Diese Gewohnheit scheint uns zum Wenigsten unnütz." „Höret. Einer meiner Vettern hing einmal einem Jagdhunde eine Reliquie an den Hals und schoß dann auf zehn Schritte eine mit groben Schrot geladene Büchse auf ihn ab." — „Und der Hund fiel?" — „Nicht ein einziges Schrotkorn berührte ihn." „In der That das ist bewundernswerth! ich möchte wohl eine solche Reliquie haben." „Wirklich? und würdet Ihr sie tragen?" „Ganz gewiß; da die Reliquie einen Hund vor dem Schusse bewahrte, so muß sie vielmehr — doch, ist es auch gewiß, daß ein Ketzer so viel werth ist, wie der Hund eines Katholiken?

Ohne auf ihn zu hören, knüpfte die Gräfin schnell ihr enges Leibchen auf. Sie zog eine kleine, sehr flache goldene Dose, an einem schwarzen Bande hängend, aus dem Busen. „Hier" sagte sie, „Ihr habt mir versprochen sie zu tragen. Eines Tages werdet Ihr sie mir wieder geben." „Wenn ich es vermag, gewiß. Doch höret: Ihr werdet Sorge dafür tragen? — keine Entweihung! Ihr werdet die größte Sorge dafür tragen!" „Sie kömmt ja von

Euch, gnädige Frau." Sie gab ihm die Reliquie, die er um den Hals hing. „Ein Katholik hätte der Hand gedankt, die ihm diesen heiligen Talisman gab." Mergy ergriff ihre Hand und wollte sie an seine Lippen drücken. „Nein, nein, es ist zu spät." „Bedenkt, daß mir vielleicht niemals wieder ein solches Glück wiederfährt." „Ziehet mir den Handschuh aus," sagte sie und reichte ihm die Hand.

Indem er den Handschuh auszog, glaubte er einen leichten Druck zu fühlen. Er drückte einen brennenden Kuß auf die schöne weiße Hand. „Herr von Mergy," sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, „wollt Ihr denn bis zum letzten Augenblick in Eurem Eigensinn beharren? Und giebt es kein Mittel, Euch zu rühren? Werdet Ihr Euch endlich durch mich bekehren lassen?" „Ich weiß nicht," erwiederte er lachend," bittet mich recht schön und recht lange. Gewiß ist es, daß Niemand als Ihr mich jemals bekehren kann." „Sagt mir offenherzig wenn eine Frau — nun — welche gewußt hätte — —" Sie hielt inne. „Welche gewußt hätte?" — „Ja, — die Liebe zum Beispiel, die Ihr für eine Frau von einer andern Religion als die Eurige fühltet — könnte eine solche Liebe Euch nicht bewegen? — Gott bedient sich verschiedener Mittel." „Und Ihr wollt, daß

ich Euch freimüthig und ernsthaft antworte?" „Ich fordere es." Mergy senkte das Haupt und zögerte zu antworten. In der That suchte er eine ausweichende Antwort. Frau von Turgis kam ihm auf eine Weise entgegen, die er nicht zurückzuweisen wünschte. Auf der andern Seite sträubte sich sein Gewissen, das noch an den Vorurtheilen der Provinz klebte.

In einem Augenblicke hatte sie die Jagd eingeholt. Der Hirsch hatte sich in einen Teich geworfen, aus dem man ihn mit Mühe herausgetrieben. Einige der Herren waren abgestiegen und mit langen Stangen bewaffnet hatten sie das arme Thier gezwungen, seinen Lauf aufs Neue zu beginnen. Allein die Kälte des Wassers hatte die Erschöpfung seiner Kräfte vollendet. Keuchend kam er aus dem Teiche heraus und lief schwankend dahin. Die Hunde schienen im Gegentheile neuen Muth gewonnen zu haben. In einer kleinen Entfernung von dem Teiche strengte der Hirsch, welcher fühlte, daß es ihm unmöglich sey, durch die Flucht zu entkommen, seine letzten Kräfte an, und sich mit dem Rücken gegen eine große Eiche stemmend, stellte er sich muthig den Hunden entgegen. Die ersten, die ihn anzugreifen wagten, wurden in die Luft geworfen oder ihnen die Bäuche aufgeschlitzt; ein Pferd mit seinem Reiter ward unsanft zu Bo=

den gestürzt. Menschen, Pferde und Hunde waren nun vorsichtig gemacht und bildeten einen weiten Kreis um den Hirschen, doch ohne es zu wagen, sich seinem Geweih zu nähern. Rasch sprang da der König vom Pferde, schlich sich geschickt mit dem Hirschfänger in der Hand um die Eiche herum und schnitt mit einem Hieb dem Hirsche die Kniefiechten durch. Einen kläglichen Schrei ausstoßend, stürzte dieser nun zu Boden. Augenblicklich warfen sich mehr als zwanzig Hunde auf ihn und ihn beim Halse, bei der Nase und bei der Zunge packend, hielten sie ihn unbeweglich nieder. Helle Thränen flossen aus seinen Augen.

„Ruft die Damen herbei!" rief der König. Die Damen näherten sich; fast alle waren vom Pferde gestiegen. „Hier Parpaillot!" sagte der König und stieß dem Thiere den Hirschfänger in die Seite, indem er die Klinge in der Wunde umdrehte, um sie zu erweitern. Das Blut sprizte mit Heftigkeit in die Höhe und bedeckte das Gesicht und Kleider des Königs.

Parpaillot (Spitzkopf) war ein Schimpfname, mit dem die Katholiken oft die Kalvinisten belegte, Dieser Ausdruck und die Art, wie er hier angewandt wurde, mißfiel Vielen in der Gesellschaft, während er von Andern mit Beifall aufgenommen wurde.

„Der König sieht wie ein Fleischer aus," sagte der junge Teligny, der Schwiegersohn des Admirals, ziemlich laut und mit dem Ausdrucke des Abscheues.

Gutmüthige Seelen, wie sich deren doch immer einige am Höfe vorfinden, verfehlten nicht, diesen Ausdruck dem Monarchen zu hinterbringen.

Der Raffinirte auf dem Prè aux Clercs.

Trotz der Ermattung von der Jagd, brachte Mergy einen guten Theil der Nacht schlaflos zu. Ein hitziges Fieber regte ihn auf und quälte seine rastlose Einbildungskraft. Tausend Gedanken, welche durchaus keine oder nur wenige Beziehung auf sein bevorstehendes Abentheuer hatten, belagerten und verwirrten seinen Sinn; mehr als einmal bildete er sich ein, das Fieber sey nur das Vorspiel einer heftigen Krankheit, die sich nach wenigen Stunden erklären und ihn an sein Lager fesseln werde. Was würde dann aus seiner Ehre? was würde die Welt sagen? und besonders Frau von Turgis und Comminges? er hätte viel darum gegeben, wenn der Augenblick des Zweikampfs schon da gewesen wäre.

Bei Sonnenaufgang fühlte er glücklicher Weise, daß die Hitze seines Blutes sich legte

und er sah ohne Unruhe dem, was ihm bevorstand, entgegen. Gelassen kleidete er sich an und verwandte sogar einige Sorgfalt auf seinen Anzug. Es schwebte ihm vor, die schöne Gräfin eile auf den Kampfplatz und finde ihn leicht verwundet, sie verbinde ihn mit eigener Hand und mache kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe Die Glocke des Louvre schlug acht Uhr und entriß ihn diesen Gedanken; fast in demselben Augenblick trat sein Bruder in's Zimmer. Auf seinem Gesichte lag tiefe Trauer; er schien die Nacht nicht besser zugebracht zu haben. Doch gab er sich Mühe, guter Laune zu scheinen und zu lächeln, indem er Mergy die Hand drückte.

„Da ist ein Degen," sagte er zu ihm, „und ein Dolch mit einem Stichblatt, beide von Luno von Toledo; sieh ob das Gewicht des Degens Dir recht ist." Er warf damit einen langen Degen und einen Dolch auf Mergy's Lager. Mergy zog den Degen, krümmte ihn, betrachtete die Spitze, und schien zufrieden. Darauf besah er den Dolch; das Stichblatt war mit unzähligen kleinen Löchern durchbohrt, um die Spitze des feindlichen Degens festzuhalten. „Mit so guten Waffen," sprach er, „werde ich mich schon wehren können." „Hier ist ein Brief für meine Mutter, Georg nahm ihn, ohne etwas zu sagen, trat an einen Tisch, öffnete eine kleine Bibel

und las, um Fassung zu gewinnen, während sein Bruder sich vollends ankleidete. Auf der ersten Seite, welche der Kapitain aufschlug, las er folgende Worte von der Hand seiner Mutter: „Den 1. Mai 15 . . ist mein Sohn Bernhard geboren. Herr führ ihn auf deinen Wegen! Herr, bewahre ihn vor allem Uebel! da biß er sich stark in die Lippen und warf das Buch auf den Tisch. Mergy, der dieß sah, glaubte, es sey ihm ein gottloser Gedanke in den Kopf gekommen; er nahm mit ernsten Gesicht die Bibel, steckte sie in ein verbrämtes Futteral und legte sie in einen Schrank, alles mit Zeichen tiefer Ehrfurcht. — Es ist die Bibel meiner Mutter.“ Der Kapitain ging auf und ab im Zimmer und antwortete nicht.“ „Ist es nicht Zeit aufzubrechen?“ sagte Mergy, indem er seinen Degen umgürtete. „Noch nicht, wir haben Zeit zum Frühstücken.“

Beide setzten sich an einen Tisch, worauf Brod stand und ein großes silbernes Gefäß voll Wein. Beim Essen besprachen sie sich lange, und als ob ihnen daran gelegen wäre, über diesen Wein und seine Güte, in Vergleich mit andern im Keller des Kapitains; jeder wollte dem Andern durch ein so gleichgültiges Gespräch verdecken, was in seiner Seele vorging. Der Kapitain stand zuerst auf. „Wir wollen weg,“

sagte er mit heiserer Stimme, drückte seinen Hut in den Kopf bis auf die Augen und ging eilig der Treppe zu.

Sie nahmen einen Kahn und fuhren über die Seine. Im Augenblicke, da sie landeten, gewahrten sie einen Kahn mit zwei Männern, der einige hundert Fuß weiter unten über den Fluß setzte. „Da sind unsere Leute," sagte der Kapitain; „bleib hier!" und er lief voraus nach dem Kahne, welcher Comminges und den Vicomte von Beville trugen. „Ach da bist Du!" rief dieser. „Bist Du es oder Dein Bruder, den Comminges tödten wird?" so sprechend umarmte er ihn mit Lachen. Der Kapitain und Comminges grüßten einander voll Ernst.

„Mein Herr," sagte der Kapitain zu Comminges, sobald er sich von Bevilles Umhalsung losgemacht hatte, „ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu versuchen, die traurigen Folgen eines Streits zu verhindern, bei dem es nicht auf eine Ehrensache ankömmt; ich bin überzeugt mein Freund (er deutete auf Beville) wird sich mit mir darum bemühen." Beville schnitt eine verneinende Grimasse. „Mein Bruder ist sehr jung," fuhr Georg fort, ohne Namen, ohne Erfahrung in den Waffen, muß sich also empfindlicher zeigen als ein anderer. Euer Ruf im Gegentheil, wein Herr, ist begründet, und

Eure Ehre kann nur gewinnen, wenn Ihr vor Herrn von Beville und mir erkennen wollt, daß nur ein Versehen . . . .“ Comminges unterbrach ihn mit lautem Gelächter.

„Spaßt Ihr mein werther Kapitain, und haltet Ihr mich für den Mann, der das Zimmer seiner Geliebten so früh verläßt, über die Seine fährt, und alles dieß blos, um einen Buben um Verzeihung zu bitten?“ „Ihr vergesset mein Herr, daß derjenige von welchem Ihr redet, mein Bruder ist, und es ist eine Beleidigung. . .“ „Und wär er Euer Vater, was liegt mir daran? Ich kümmere mich wenig um die ganze Familie.“ „Nun wohl mein Herr, mit Eurer Erlaubniß sollt Ihr mit der ganzen Familie zu thun haben. Und da ich der Aelteste bin, so werdet Ihr gefälligst mit mir den Anfang machen.“ „Um Vergebung, Herr Kapitain; ich bin genöthigt, wie alle Regeln des Duells es mit sich bringen, mich mit dem zu schlagen, der mich zuerst gefordert. Euer Bruder hat unumgängliche Ansprüche auf den Vorrang; wenn ich mit ihm fertig bin, stehe ich Euch zu Diensten.“ „Das ist vollkommen gerecht,“ rief Beville, „und ich für meinen Theil werde nicht zugeben, daß es anders sey.“

Erstaunt über die Länge des Gesprächs, war Mergy allmählig hinzugekommen. Er gelangte gerade zur rechten Zeit an, um zu hören, wie

sein Bruder Comminges mit Beleidigungen überhäufte, und ihn am Ende eine Memme schimpfte, während dieser mit der kaltblütigsten Gelassenheit antwortete: „Nach Eurem Herrn Bruder werde ich mich mit Euch abgeben.“ Mergy ergriff seinen Bruder beim Arm: „Georg, also das ist der Dienst, den Du mir erzeigst? „Herr,“ richtete er darauf das Wort an Comminges, „ich stehe Euch zu Diensten, sobald Ihr wollt.“ — — „Diesen Augenblick!“ antwortete Comminges. „Das ist herrlich mein Lieber,“ sagte Beville und drückte Mergy die Hand.“ „Habe ich heute nicht das Leidwesen, Dich hier zu begraben, so bringst Du es weit, mein Junge.“

Comminges zog sein Wamms aus und machte seine Schuhbänder los, um dadurch seinen Entschluß zu zeigen, sich nicht um einen Schritt zurück zu ziehen. Dieß war bei den Duellisten von Profession Sitte. Mergy und Beville thaten dasselbe; der Kapitain allein hatte nicht einmal seinen Mantel abgeworfen. „Was machst Du denn, Freund Georg?“ sagte Beville; „weißt Du denn nicht, daß Du mit mir vom Leder ziehen mußt? Wir gehören nicht zu den Sekundanten, die ruhig die Arme kreuzen, während ihre Freunde sich schlagen; wir machen es, wie in Andalusien.“ Der Kapitain zuckte die Achseln. „Glaubst Du denn ich spaße? Ich schwöre

Dir bei meiner Treu, Du schlägst Dich mit mir. Hol' mich der Teufel, wenn Du Dich nicht schlägst!"

„Du bist ein Narr und ein Thor," sagte der Kapitain kalt. „Alle Wetter, Du giebst mir Genugthuung für diese beiden Worte, oder Du zwingst mich zu etwas . . . ." Beville hob seinen Degen, der noch in der Scheide war, als ob er Georg damit schlagen wollte. „Du willst es," sagte der Kapitain; es sey!" In einem Augenblicke war er entkleidet.

Comminges sties mit einem ganz eigenthümlichen Anstand seinen Degen in die Luft, und beim ersten Schwung flog die Scheide zwanzig Schritte weit. Beville wollte es nachmachen; aber die Klinge kam nur zur Hälfte aus der Scheide, was zugleich für eine Ungeschicklichkeit und als üble Vorbedeutung galt. Die beiden Brüder zogen ihre Degen mit weniger Umständen, warfen aber ebenfalls ihre Scheiden weg, die ihnen hinderlich seyn konnten. Ein jeder nahm seine Stelle vor dem Gegner, den entblößten Degen in der Rechten, in der Linken den Dolch. Sie banden die vier Klingen zu gleicher Zeit.

Zuerst schlug Georg durch die Bewegung, welche bei den damaligen italienischen Fechtmeistern liscio di spada e cavare alla vita hieß,

Beville den Degen aus der Hand, und setzte ihm die Spitze des eigenen Degens auf die nackte Brust; aber anstatt sie zu durchboren, neigte er gelassen seine Waffe. „Wir sind nicht von gleicher Stärke,“ sagte Georg, „genug, warte nicht bis ich in Zorn gerathe.“

Beville war erblaßt, als er den Degen Georgs vor seiner Brust sah. Etwas bestürzt, reichte er ihm die Hand, beide steckten ihre Degen in den Boden, und ihre ganze Aufmerksamkeit war nunmehr auf die zwei Hauptpersonen des Auftritts gerichtet.

Mergy hielt sich tapfer und kam nicht außer Fassung. Er war ziemlich gewandt im Fechten, und seine Körperstärke übertraf bei weitem die von Comminges. Eine Zeit lang parirte er nur äußerst vorsichtig, wich aus, wenn Comminges zu weit ausfiel, und kehrte ihm stets die Spitze seines Degens nach dem Gesichte, während er mit dem Dolche die eigene Brust deckte. Der unerwartete Widerstand reizte Comminges. Man sah ihn erblassen. Bei einem so herzhaften Manne drückte die Blässe nur das Uebermaaß seines Zornes aus. Wüthend wiederholte er seinen Angriff. Bei einem Ausfall hob er mit großer Geschicklichkeit den Degen Mergy's und, sich rasch verbeugend, hätte er ihn unfehlbar durch und durch gestochen, ohne einen fast wun-

derbaren Umstand, welcher den Stoß vereitelte. Die Degenspitze stieß wider das Reliquienkästchen, von reinem Golde, gleitete ab und rannte etwas seitwärts. Anstatt in die Brust zu dringen, bohrte sich der Degen nur in die Haut, drang links der Rippe vor und kam zwei Zoll von der ersten Wunde wieder heraus. Ehe Comminges seine Waffe zurückziehen konnte, stieß ihm Mergy seinen Dolch gegen den Kopf mit solcher Heftigkeit, daß er das Gleichgewicht verlor und stürzte. Comminges fiel zugleich über ihn; die Sekundanten glaubten, beide seyen todt. Aber bald hatte sich Mergy erhoben und schnell den zur Seite gefallenen Degen ergriffen. Comminges rührte sich nicht. Beville hob ihn auf; sein Gesicht war mit Blut bedeckt, er wischte es mit seinem Taschentuche weg und sah daß der Dolch in's Auge gedrungen und sein Freund auf der Stelle gestorbenwar; der Stahl hatte sich ohne Zweifel bis in's Hirn gebohrt. Mit verstörtem Blick betrachtete Mergy den Leichnam.

„Du bist verwundet, Bernhard," sagte der Kapitain, auf ihn zulaufend. „Verwundet?" fragte Mergy, und nun erst bemerkte er, daß sein Hemd von Blut triefte. „Es ist nichts," sagte der Kapitain, „der Stoß ist abgeglitten." Beville ließ die Leiche, welche er hielt, auf das

Gras fallen und gab sogleich sein Tuch, wie auch das von Comminges, welches er aus dessen Wamms holte, um Mergy zu verbinden. Lieber Gott! Freund welcher Dolchstoß! Ihr habt einen furchtbaren Arm! Daß mich der Tod! was werden die Herren Raffinirten von Paris sagen, wenn solche Gesellen aus der Provinz ihnen auf den Hals kommen! Bitte sagt mir doch, wie viel Duelle habt ihr schon gehabt?" „Ach," erwiederte Mergy, „dieß ist mein erstes." Aber um Gotteswillen geht, helft Eurem Freunde." „Alle Teufel, wie ihr ihn zugerichtet, braucht er keine Hülfe. Der Dolch ist in's Hirn gedrungen und der Stoß war so gut und so tapfer beigebracht, daß . . . . Seht seine Augenbraunen und seine Wange. Das Stichblatt hat sich darauf gedrückt, wie ein Siegel auf Wachs." Mergy zitterte an allen Gliedern, Thränen rollten ihm über die Wangen. Beville hob den Dolch auf und betrachtete aufmerksam das Blut, welches die Vertiefungen des Stichblatts füllte. — „Das ist ein Werkzeug, zu dessen Ehre der jüngere Bruder des Comminges eine stattliche Kerze anzünden kann. Der hübsche Dolch da macht ihn zum Erben eines prächtigen Vermögens." „Laßt uns gehen . : . Bringe mich weg," sagte Mergy mit erstickter Stimme, seinen Bruder beim Arm nehmend. „Betrübe Dich nicht," sagte Georg,

indem er ihm half, sein Wamms anzuziehen. „Am Ende ist der Mensch, der da gefallen, des Bedauerns nicht sehr würdig." „Armer Comminges!" rief Beville; „und von einem jungen Mann erlegt zu werden, der sich zum Erstenmal schlägt! Der Du Dich gegen Hundertmal geschlagen hast! Armer Comminges!" Damit war seine Leichenrede zu Ende. Indem Beville seinen letzten Blick auf seinen Freund warf, sah er die Uhr des Verblichenen nach damaliger Sitte an seinem Halse hängen. „Alle Wetter!" rief er, „Du brauchst jetzt nicht mehr zu wissen, welche Zeit es ist." Er nahm die Uhr ab und steckte sie in die Tasche, mit der Bemerkung, der Bruder des Comminges wäre reich genug, und er wolle sie zum Andenken an seinen Freund behalten. Die Brüder wollten sich entfernen; „wartet auf mich," rief er ihnen zu, schnell sein Wamms anziehend. „Ey, Herr Mergy, Ihr vergeßt Euren Dolch! den müßt Ihr nicht verlieren." Er wischte die Klinge am Hemde des Todten ab. „Zu Schiffer, rudere, als ob Du eine Pistole gewinnen wolltest. - Da kommen Leute mit Hellebarden auf uns zu, die Herren Wachmeister vom Thurme von Nesle; mit diesen wollen wir nichts zu schaffen haben."

Der 24ste August war vorüber; im Gemetzel der Bartholomäusnacht hatten mehr als 60,000

Protestanten das Leben verloren; Bernhard von Mergy, dem Blutbad entkommen, hatte sich nach la Rochelle, dem Bollwerk der Hugenotten geflüchtet, und kurz darauf wurde dieses von den katholischen Truppen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen und belagert.

La Noue*).

Die Belagerten hatten einen ziemlich gelungenen Ausfall gegen die vorgerückten Werke des katholischen Heeres gemacht. Sie hatten einen Theil der Laufgräben gefüllt, mehrere Schanzkörbe umgestürzt und ungefähr hundert Feinde getödtet. Der Trupp, der diesen Zug ausgeführt, kehrte durch das Thor von Tadon in die Stadt zurück. Zuerst kam Hauptmann Dietrich Haustein an der Spitze einer Kompagnie Büchsenschützen, alle mit erhitztem Gesicht, keuchend und zu trinken fordernd, ein sicheres Zeichen, daß sie sich nicht geschont hatten. Dann sah man eine stärke Abtheilung Bürger, unter denen man einige Weiber bemerkte, die an dem Gefechte Theil genommen zu haben schienen. Hierauf folgten ungefähr vierzig Gefangene, die meisten mit Wunden bedeckt, welche zwischen zwei Reihen Soldaten marschir-

*) La Noue, mit dem Beinamen Eisenarm, war ein vertrauter Freund Coligny's und einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Hugenotten.

ten, die große Mühe hatten, sie gegen die Wuth des Volkes zu schützen, das sich auf den Straßen versammelte. Ungefähr zwanzig Reiter bildeten den Nachtrab. Zuletzt ritt la Noue, dem Mergy als Adjutant diente. Sein Küraß war von einer Kugel eingedrückt und sein Pferd an zwei Stellen verwundet. In der linken Hand hielt er eine abgeschossene Pistole, und vermittelst eines Hackens, der statt einer Hand an seinem eisernem Arme befestigt war, lenkte er den Zügel seines Pferdes. „Laßt die Gefangenen ziehen, meine Freunde," rief er alle Augenblicke. „Seyd menschlich, brave Bürger von la Rochelle, sie sind verwundet, sie können sich nicht vertheidigen und sind nicht länger unsere Feinde." Allein der Pöbel antwortete mit wildem Gebrüll: „An den Galgen mit den Papisten! an den Galgen mit ihnen! Lang lebe la Noue!" Mergy und die Reiter verstärkten die Wirkung der großmüthigen Worte ihres Generals, indem sie von Zeit zu Zeit einige Streiche mit ihren Lanzenschäften austheilten. Die Gefangenen wurden endlich in das Stadtgefängniß geführt und durch eine starke Wache gegen die Wuth des Pöbels gesichert. Die Truppen zerstreuten sich in die Stadt, und la Noue, nur von einigen Edelleuten begleitet, stieg vor dem Rathhause in dem Augenblick ab, als der Bürgermeister heraustrat, dem mehrere

Bürger und ein ältlicher Prediger, mit Namen Laplace folgten.

„Schön braver la Noue!“ sagte der Bürgermeister, ihm die Hand reichend, „Ihr habt diesen Bluthunden gezeigt, daß nicht alle Tapfern mit dem Admiral gefallen sind!“ „Ja Herr,“ antwortete la Noue mit bescheidenem Tone, „das Gefecht hat einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Wir haben nur fünf Todte und wenig Verwundete.“ „Da Ihr den Ausfall anführtet, Herr von la Noue,“ versetzte der Bürgermeister, „so waren wir im voraus des Ausgangs gewiß.“ „Und was wäre la Noue ohne die Hülfe Gottes?“ rief der alte Prediger in bitterm Tone; der Herr der Heerschaaren hat heute für uns gefochten; er hat unser Gebet erhört!“ „Gott verleiht und versagt den Sieg nach seinem Gefallen,“ sagte la Noue mit ruhiger Stimme; „ihm allein gebührt der Dank für das Glück des Krieges.“ Dann fuhr er, sich zu dem Bürgermeister wendend, fort: „Nun, Herr, hat der Rath die neuen Vorschläge Sr. Majestät in Betracht gezogen?“ „Ja,“ antwortete der Bürgermeister, „wir haben dem Herzoge von Anjou den Trompeter zurückgesandt und ihn gebeten, sich die Mühe zu ersparen, uns auf's Neue aufzufordern. In Zukunft werden Büchsenschüsse unsere einzige Antwort seyn.“ „Ihr hättet den

Trompeter sollen aufhängen lassen, bemerkte der Prediger, „denn steht nicht geschrieben: „„Falsche Propheten haben sich aus deiner Mitte erhoben und die Bewohner der Stadt verführen wollen . . . . Allein du sollst sie tödten; deine Hand soll zuerst auf sie fallen, und dann die Hand des ganzen Volkes."" La Noue seufzte und blickte gen Himmel, ohne zu antworten. „Was! uns ergeben?" fuhr der Bürgermeister fort, „uns ergeben, wenn unsre Mauern noch aufrecht stehen, wenn der Feind kaum wagt uns anzugreifen, während wir ihn alle Tage in seinen Laufgräben beunruhigen! Glaubt mir, Herr von la Noue, und wären auch keine Soldaten in la Rochelle, die Weiber allein wären im Stande, den Pariser-Bürgerbanden zu widerstehen." „Herr, wenn man der Stärkere ist, so soll man mit Mäßigung mit seinem Feinde reden, und wenn man der Schwächere ist" — — „Und wer sagt, daß wir die Schwächern sind?" unterbrach ihn Laplace. Kämpft nicht der Herr für uns? war nicht Gideon mit dreihundert Israeliten stärker als das ganze Heer der Medianiten?" „Ihr wißt besser als irgend Jemand, Herr Bürgermeister, wie unzulänglich unsre Vorräthe sind. Das Pulver fängt an auszugehen, und schon bin ich genöthigt gewesen den Büchsenschützen zu verbieten, aus der Ferne zu

schießen.“ „Montgomery wird uns Pulver aus England schicken,“ sagte der Bürgermeister.“ „Das Feuer des Himmels wird auf die Papisten fallen,“ fügte der Prediger bei. „Das Brod wird alle Tage theurer, Herr Bürgermeister.“ „Bald wird die englische Flotte erscheinen, und Ueberfluß wird auf's Neue in der Stadt herrschen.“ „Gott wird Manna vom Himmel regnen lassen, wenn wir deren bedürfen,“ rief Laplace heftig aus. „Was die Hülfe betrifft, wovon Ihr redet,“ sagte la Noue, „so kann ein Südwind von einigen Stunden sie verhindern, in unsern Hafen einzulaufen. Auch kann die Flotte genommen werden.“ „Der Wind wird von Norden wehen, ich prophezeihe es Dir, Kleingläubiger,“ sagte der Prediger. „Du hast den rechten Arm verloren und mit ihm hat Dein Muth Dich verlassen.“ La Noue schien entschlossen, ihm nicht zu antworten. Er fuhr in seiner Rede fort, sich stets an den Bürgermeister wendend: „Wenn wir einen Mann verlieren, so ist das mehr für uns, als wenn der Feind zehn verliert. Ich fürchte, wenn die Katholiken anfangen, die Belagerung mit Ernst zu betreiben, werden wir genöthigt seyn, härtere Bedingungen anzunehmen, als die, welche Ihr jetzt mit Verachtung verwerft. Wenn der König sich, wie ich es hoffe, begnügen will, seine Herrschaft in der

Stadt anerkannt zu sehen, ohne Opfer von ihr zu verlangen, die sie nicht zu bringen vermag, so glaube ich, ist es unsere Pflicht, ihm die Thore zu öffnen, denn am Ende ist er doch unser Herr." „Christus allein ist unser Herr, wir haben keinen andern! Ein Gottloser allein kann jenen verruchten Ahab, Karl, der das Blut der Propheten trinkt, seinen Herrn heißen!" Die Wuth des Predigers schien sich durch la Noue's unerschütterliche Kaltblütigkeit zu verdoppeln. „Was mich betrifft," sagte der Bürgermeister, „so erinnere ich mich noch, wie der Admiral, als er zum Letztenmal durch unsere Stadt ging, uns sagte: Der König hat mir sein Wort gegeben, seine katholischen und protestantischen Unterthanen völlig gleich zu behandeln. Sechs Monate später hat der König, der ihm sein Wort gegeben hatte, die Protestanten ermorden lassen. Wenn wir unsere Thore öffnen, wird die Bartholomäusnacht hier wie in Paris gehalten werden." „Kurz," fuhr la Noue kaltblütig fort, „mein letztes Wort ist, daß, wenn der König einwilligt, keine Besatzung in la Rochelle zu legen und uns unsere Predigten frei zu lassen, wir ihm die Schlüssel bringen und ihn unsers Gehorsams versichern müssen." „Du bist ein Verräther!" schrie Laplace, „und von dem Tyrannen erkauft." „Guter Gott! was sagt Ihr, Herr Laplace?"

versetzte der Bürgermeister. La Noue lächelte verächtlich. „Ihr seht, Herr Bürgermeister, wir leben in einer wunderbaren Zeit; Kriegsleute sprechen für den Frieden, und die Prediger des Friedens reizen zum Kriege. — „Lieber Herr," fuhr er fort, sich endlich an Laplace wendend, „es ist Mittagszeit, wie mir däucht, und sicher erwartet Eure Frau Euch zu Hause."

Die letzten Worte steigerten die Wuth des Predigers auf's Höchste. Er fand in seinem Eifer keine Schimpfnamen, und da eine Ohrfeige der Mühe überhebt, eine vernünftige Antwort zu suchen, so versetzte er dem alten Krieger einen Schlag auf die Wange. „Gerechter Himmel! was macht Ihr?" rief der Bürgermeister. Mergy, der gegenwärtig war, stand im Begriff, Laplace eine Lehre zu geben, deren er sich erinnert haben würde; doch la Noue hielt ihn zurück. Als die Hand des alten Thoren seinen grauen Bart berührte, so blizte ein Strahl des Unwillens und Zorns in seinen Augen, doch sogleich waren seine Züge wieder unbeweglich wie zuvor; es war als habe der Prediger der Marmorbüste eines römischen Senators einen Streich versetzt, oder la Noue sey von einer leblosen Sache von ungefähr berührt worden. „Bringt diesen alten Mann zu seiner Frau," sagte er zu einigen Bürgern, die den al=

ten Prediger mit sich fortzogen, „empfehlt ihr, Sorge für ihn zu tragen, denn gewiß ist er heute nicht wohl. Herr Bürgermeister, ich bitte Euch, mir 150 Freiwillige unter den Bürgern zu verschaffen, ich möchte morgen mit Tagesanbruch einen Ausfall thun, in dem Augenblicke wo die Soldaten, welche die Nacht in den Laufgräben zugebracht, noch ganz steif von Kälte sind, wie die Bären, welche man während des Thauwetters jagt. Ich habe bemerkt, daß Leute, welche die Nacht unter Dach geschlafen, des Morgens wohlfeilen Kaufs mit denen fertig werden, die sie unter freien Himmel zugebracht.

Der Ausfall.

In der Stadt fiel das dämmernde Morgenlicht, mit dem Scheine der Fackeln vermischt, auf einen ziemlich zahlreichen Trupp Soldaten und Freiwilliger, die sich in einer, zu der Evangeliumsbastey führenden Straße versammelten. Sie stampften mit den Füßen auf das Pflaster und erhielten sich in beständiger Bewegung, ohne den Platz zu verändern, um sich gegen die feuchte und durchdringende Kälte zu schützen, welche den Aufgang der Sonne im Winter begleitet. Flüche und kräftige Verwünschungen gegen den, der sie so früh Morgens unter die Waffen gerufen, wurden nicht gespart, doch bemerkte man,

trotz ihrer Schimpfworte, in ihren Gesprächen jenen Anstrich von guter Laune und Hoffnung, welcher Soldaten belebt, die einem geachteten Führer folgen. Während man den Soldaten Branntwein austheilte, hörten die Offiziere, welche um la Noue herum unter dem Schirmdach einer Bude standen, mit lebhaften Antheil den Plan des Angriffs an, den er gegen die Belagerer vor hatte. Trommelwirbel ließ sich hören; Jedermann begab sich auf seinen Posten; ein Prediger näherte sich, gab den Soldaten den Segen, ermahnte sie, ihre Pflicht zu thun und versprach ihnen das ewige Leben, sollte es ihnen unmöglich seyn in die Stadt zurückzukehren und Dank und Lohn von ihren Mitbürgern zu empfangen. Die Predigt war kurz, und doch fand la Noue sie zu lang. Sobald die Rede des Predigers geendigt war und die Soldaten Amen geantwortet hatten, rief er mit fester und rauher Stimme: „Kameraden, der ehrwürdige Herr hier sagt die Wahrheit, empfehlen wir uns Gott und unsrer lieben Frauen von Schlagdrein. Dem ersten, der schießt, ehe die Mündung den Leib eines Papisten berührt, renne ich meinen Degen in den Leib, wenn ich lebendig zurückkomme." Er gab ein Signal; ein Kanonenschuß ertönte, und der ganze Trupp wandte sich im Geschwindschritt gegen das offene Feld hin;

zu gleicher Zeit wurden kleine Abtheilungen durch verschiedene Thore hinausgesandt, um an mehreren Punkten der feindlichen Linie zugleich Lärm zu machen, damit die Katholiken sich von allen Seiten angegriffen glauben und nicht wagen möchten, Hülfe gegen den Hauptangriff zu senden, aus Furcht, irgend eine Stelle ihrer allenthalben bedrohten Verschanzung zu entblößen.

Die Evangeliumsbastay, gegen welche das katholische Heer hauptsächlich seine Angriffe richtete, litt besonders durch eine Batterie von fünf Kanonen, die auf einen kleinen Hügel errichtet war, auf dem ein zu Grunde gerichtetes Gebäude stand, welches vor der Belagerung als Mühle gedient hatte. Ein mit einer Brustwehr versehener Graben vertheidigte die Zugänge von der Stadtseite, und vor den Graben hatte man mehrere Büchsenschützen als Schildwachen gestellt. Allein ihre der Nässe ausgesetzten Lunten mußten, wie der protestantisch Heerführer es voraus gesehen, fast unbrauchbar geworden seyn, und seine mit Allem wohl versehen und auf den Angriff vorbereiteten Truppen hatten einen bedeutenden Vortheil über plötzlich überfallene Leute die vom Wachen ermüdet, vom Regen durchnäßt und von Frost starr waren.

Die ersten Schildwachen wurden niedergestochen. Einige wie durch ein Wunder losgegan-

genen Büchsen weckten die Wache der Batterie gerade zeitig genug auf, daß sie die Protestanten, welche sich schon des Grabens bemächtigt hatten, die Erhöhung gegen die Mühle heranklimmen sehen konnten. Einige versuchten Widerstand zu leisten, allein die Waffen entglitten ihren von Frost steifen Händen, fast alle ihre Büchsen versagten, während kein Schuß der angreifenden Truppen verloren ging. Der Sieg ist entschieden, und schon hört man von den Protestanten, die sich der Batterie bemächtigten, das wilde Geschrei: Kein Quartier! Gedenkt des 24sten Augusts.

Ungefähr fünfzig Soldaten mit ihrem Hauptmanne, mit der Nachtmütze auf dem Kopfe und halb angekleidet, ein Kissen in der einen Hand und den Degen in der andern, öffnete die Thüre und fragte, woher dieser Lärm rühre. Weit entfernt an einen Ausfall des Feindes zu denken, glaubte er, das Getümmel entstehe von einem Zanke unter seinen eigenen Leuten. Er ward schrecklich aus seinem Irrthum gerissen; ein Stoß mit der Hellebarde streckte ihn im Blute gebadet zu Boden. Die Soldaten hatten Zeit, die Thüre zu versperren, und eine Zeitlang vertheidigten sie sich, mit Vortheil, indem sie durch die Fenster schossen; allein dicht neben dem Gebäude lag

ein großer Haufen Heu und Stroh, so wie auch Strauchwerk, um Schanzkörbe zu machen. Die Protestanten steckten ihn an, das Feuer ergriff in einem Augenblick das ganze Gebäude und breitete sich bis zu der Spitze desselben aus. Ein Jammergeschrei ertönte. Das Dach stand in Flammen und drohete auf die Häupter der Unglücklichen, über welche es sich ausbreitete, herabzufallen. Die Thüre brannte; sie selbst hatten sich den Ausgang versperrt. Wenn sie aus dem Fenster zu springen versuchten, so stürzten sie in die Flammen oder wurden auf den Spitzen der Picken aufgefangen. Da zeigte sich ein schrecklicher Anblick. Ein Fähnrich in voller Rüstung versuchte wie die Uebrigen aus einem engen Fenster zu springen. Sein Küraß lief, nach einer damals gewöhnlichen Mode, in eine Art von eisernen Rock aus, der den Leib und die Schenkel bedeckte, und sich nach unten hin wie ein Trichter erweiterte, um nicht am Gehen zu hindern. Das Fenster war nicht breit genug um diesen Theil der Rüstung hindurch zu lassen, und der Fähndrich hatte sich in der Verwirrung mit solcher Heftigkeit in dasselbe hineingeworfen, daß der größte Theil seines Körpers sich außerhalb befand, ohne daß er sich zu bewegen vermochte, und wie in einem Schraubstocke eingezwängt saß. Während dessen stiegen die Flam-

men bis zu ihm herauf und erhizten seine Rüstung, worin er langsam wie in einem Schmelzofen oder in dem berüchtigten ehernen Ochsen des Phalaris, verbrannte. Der Unglückliche stieß ein schreckliches Geschrei aus, vergeblich bewegten sich seine Arme um Hülfe flehend. Eine augenblickliche Stille entstand unter den Angreifenden, dann aber brachen alle auf einmal in ein fürchterliches Kriegsgeschrei aus, als ob sie sich betäuben wollten, um nicht das Jammern des brennenden Menschen zu hören. Er verschwand endlich in einem Wirbel von Flammen und Rauch, und in der Mitte der Trümmer des Hauses erblickte man einen glühendrothen rauchenden Helm. Schauderhafte und traurige Gefühle sind aber nur von kurzer Dauer während eines Gefechts. Während ein Theil der Protestanten die Flüchtlinge verfolgte, vernagelten andere die Kanonen, zerschlugen die Räder und stürzten die Schanzkörbe der Batterie und die Leichen ihrer Vertheidiger in den Graben.

Mergy war einer der ersten gewesen, die den Graben und die Brustwehr eingenommen. Ein Soldat hatte einen Offizier der Katholiken, der kein Lebenszeichen mehr gab, beim Kopfe ergriffen, ein anderer hielt ihn bei den Füßen, und ihn nach dem Takte hin- und herwiegend, waren sie eben im Begriffe, ihn in den Graben zu stür-

zen. Auf einmal öffnete der vermeinte Todte die Augen, erkannte Mergy und schrie: „Herr von Mergy! Gnade! Gnade, ich bin Euer Gefangener! Rettet mich! Erkennt Ihr nicht Euren Freund Beville?“ Das Gesicht des Unglücklichen war ganz mit Blut bedeckt, und mit Mühe erkannte Mergy in dem Sterbenden jenen jungen Höfling, den er so fröhlich und voll Leben verlassen. Sorgfältig ließ er ihn auf das Gras niederlegen, verband seine Wunde, und nachdem man ihn, so gut es möglich war, quer über ein Pferd gelegt, befahl er, ihn behutsam in die Stadt zu bringen. Als er ihm Lebewohl sagte und das Pferd aus der Batterie herausführen half, ward er einen Trupp Reiter gewahr, die im Trapp zwischen der Stadt und der Mühle vorrückten. Allem Anscheine nach war es eine Abtheilung des Heers der Katholiken, welche ihnen den Rückzug abschneiden wollte. Mergy eilte, la Noue hievon zu benachrichtigen. „Wenn Ihr mir vierzig Büchsenschützen anvertrauen wollt,“ sagte er, „so werfe ich mich hinter den Zaun, der den Hohlweg einfaßt, durch den sie kommen, und wenn ich sie nicht schnell zum Umlenken bringe, so mögt Ihr mich hängen lassen.“ „Wohl, mein wackrer Bursche, aus Dir wird einst ein tüchtiger Feldherr. Hier folgt diesem Offiziere und führt seine Befehle aus.“

In einem Augenblicke hatte Mergy seine Schützen längs der Hecke geordnet; er befahl ihnen sich auf ein Knie niederzulassen, ihre Gewehre in Bereitschaft zu halten, und vor allen Dingen nicht zu schießen, bis er es befehlen würde. Die feindlichen Reiter kamen schnell vorwärts, und schon hörte man deutlich den Trab ihrer Pferde in dem Hohlwege schallen. „Ihr Kapitain," sagte Mergy mit leiser Stimme, ist jener Bursche mit dem rothen Federbusche, den wir gestern verfehlten. Daß er uns heute nicht wieder entgehe." Der Büchsenschütze zu seiner Rechten winkte mit dem Kopf.

Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte entfernt, und ihr Kapitain schien, indem er sich zu seinen Leuten umwandte, im Begriff, ihnen einen Befehl zu ertheilen; da erhob sich Mergy plötzlich und rief: „Feuer!" Der Kapitain mit dem rothen Federbusch wandte das Haupt, und Mergy erkannte seinen Bruder. Er streckte die Hand nach der Büchse seines Nachbars aus, um sie abzuwenden, doch ehe er sie fassen konnte, war der Schuß abgefeuert. Die Reiter, über diesen unerwarteten Angriff verwirrt, zerstreuten sich und flohen nach verschiedenen Seiten; Georg aber stürzte von zwei Kugeln getroffen zu Boden.

Das Hospital.

Ein altes, von dem Stadtrathe in la Rochelle eingezogenes Mönchskloster, war zum Hospitale während der Belagerung eingerichtet worden. Das Pflaster der Kapelle, aus der man die Bänke herausgenommen, der Altar und alle Verzierungen waren mit Heu und Stroh bedeckt; hierher brachte man die gemeinen Soldaten. Der Speisesaal war für die Offiziere und Edelleute bestimmt. Hier lag Georg auf einer Matratze, die von seinem und dem Blute mancher Andern, geröthet war. Ein Bund Stroh diente ihm zum Kopfkissen. Man hatte ihn so eben von seinem Küraß befreit, und sein Wamms und Hemd zerrissen. Er war bis auf den Gürtel entblößt, doch sein rechter Arm noch mit der Armschiene und dem eisernen Handschuh bedeckt, Ein Soldat suchte das aus den Wunden rinnende Blut zu stillen, die eine war im Unterleibe gerade unter dem Küraß, und eine andere leichte im linken Arm. Mergy war so von Schmerz niedergedrückt, daß er unfähig war, ihm irgend eine wirksame Hülfe zu leisten. Bald lag er weinend auf den Knieen vor ihm, bald wälzte er sich auf dem Boden, und klagte sich unaufhörlich an, den zärtlichsten Bruder und besten Freund ermordet zu haben. Der Kapitain war

ruhig, und bemühte sich den wilden Schmerz seines Bruders zu mäßigen. Ganz nahe bei seiner Matratze war eine andere ausgebreitet, worauf sich der arme Beville in einer eben so unglücklichen Lage befand. Seine Züge hatten nicht den ruhigen Ausdruck, den man an Georg bemerkte. Von Zeit zu Zeit stieß er ein dumpfes Gewinsel aus, und wandte die Augen auf seinen Nachbar, als ob er ihn um etwas von seinem Muthe oder seiner Ergebung ansprechen möchte.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, trocken, mager, kahlköpfig und mit vielen Runzeln, trat in den Saal und näherte sich dem Kapitain; in der Hand hielt er einen grünen Beutel, in welchem man ein für die armen Kranken schreckliches Geräusch von chirurgischen Instrumenten vernahm. Es war Meister Brisart, ein für diese Zeit ziemlich geschickter Wundarzt, ein Schüler und Freund des berühmten Ambrosius Paré. Er hatte so eben eine Operation vollendet, denn seine Aermel waren bis zum Ellbogen aufgestreift, und er hatte noch eine große blutige Schürze vor. „Was wollt Ihr von mir? und wer seyd Ihr?" fragte Georg. „Ich bin ein Wundarzt, mein Herr Offizier, und wenn Euch der Name von Meister Brisart bekannt ist, so

habt Ihr noch viel zu lernen. Wohl! Muth gefaßt wie ein Lamm! wie jener sagt. Ich verstehe mich auf Büchsenschüsse, Gott sey Dank! und wollte ich hätte so viele Beutel mit tausend Franken, als ich Kugeln aus dem Leibe von Leuten gezogen habe, die heute eben so frisch und gesund als ich selbst sind." „Nun denn Doktor sagt mir die Wahrheit. Der Schuß ist tödtlich wenn ich mich anders darauf verstehe?" Der Wundarzt untersuchte zuerst den linken Arm und sagte: „Kleinigkeit!" dann begann er die andere Wunde zu sondiren, welches dem armen Leidenden bald das Gesicht schrecklich verziehen machte. Mit seinem rechten Arme stieß er noch ziemlich kräftig die Hand des Wundarztes zurück. „Zum Henker nicht weiter;" rief er aus; „ich sehe schon an Eurer Miene, daß ich genug habe." „Kapitain, seht, ich fürchte sehr, die Kugel ist zuerst schief durch den Unterleib gegangen, und dann im Rückgrade stecken geblieben, den wir auf griechisch rachis nennen. Was mich dazu führt dieß zu denken, ist, daß Eure Beine ohne Bewegung, und schon ganz kalt sind. Dieß pathognomische Zeichen trügt selten, und in diesem Falle" — „Wohl denn, so quält mich nicht länger, und laßt mich in Ruhe sterben."

Nein, er wird leben! er soll leben!„ rief Mergy, mit verwilderten Augen den Wundarzt

anstarrend, den er heftig beim Arm ergriff. „Ja, noch eine Stunde, vielleicht zwei,“ sagte kaltblütig Meister Brisart, er ist ein kräftiger Mann.“

Mergy sank auf seine Knie, ergriff die rechte Hand des Kapitains, und überströmte den eisernen Handschuh mit Thränen. „Zwei Stunden,“ fieng Georg wieder an. „Desto besser, ich fürchtete länger zu leiden.“ „Nein, es ist nicht möglich,“ rief Mergy schluchzend. „Georg, Du wirst nicht sterben. Ein Bruder kann nicht von Brudershand sterben! „Still, still, bleib ruhig und erschüttere mich nicht, ich fühle jede Deiner Bewegungen hier. In diesem Augenblicke leide ich nicht sehr; wenn es nur lange dauert, sagte Zany, als er von einem Thurme herunter fiel.

Mergy setzte sich neben die Matratze, das Haupt auf seine Knie gebeugt, und mit seinen Händen bedeckt. Er war wie betäubt, von Zeit zu Zeit nur erzitterte sein ganzer Körper unter konvulsivischen Zuckungen, wie in einem Fieberschauer, und Jammertöne, die keiner menschlichen Stimme glichen, rangen sich mühsam aus seiner Brust los. Der Wundarzt hatte einen leichten Verband angelegt, nur um das Blut zu stillen, und wischte nun ganz ruhig sein Instru-

ment ab. „Ich rathe Euch sehr, Eure Vorbereitungen zu machen; wollt Ihr einen Prediger, hier ist kein Mangel daran. Zieht Ihr einen Priester vor, so wird man Euch einen bringen. Ich habe so eben einen Mönch gesehen, den unsere Leute gefangen genommen. Seht, da unten hört er jenen katholischen Offizier Beichte, der im Sterben liegt.“ „Gebt mir zu trinken sagte der Kapitain. „Hütet Euch! Ihr werdet eine Stunde früher sterben.“ „Eine Stunde leben ist nicht ein Glas Wein werth. Nun lebt wohl, Doktor! hier liegt einer neben mir, der Euch mit Ungeduld erwartet.“ „Soll ich Euch einen Prediger oder den Mönch senden?“ „Keinen von beiden.“ „Was?“ „Laßt mich in Ruhe!“

Der Wundarzt zuckte die Achseln und näherte sich Beville. „Bei meinem Barte,“ rief er aus, „das ist mir eine schöne Wunde. Diese Teufel von Freiwillige schlagen darauf los, als ob sie weder hören noch sehen könnten.“ „Ich werde mich erholen, nicht wahr?“ fragte der Verwundete mit schwacher Stimme. „Holt einmal Athem,“ sagte Meister Brisart. Man hörte ein schwaches Geröchel, welches die Luft hervorbrachte, die aus Beville's Wunde zu gleicher Zeit wie aus dem Munde kam, und das

Blut strömte wie roth gefärbtes Moos heraus. Der Wundarzt pfiff, als ob er das sonderbare Geräusch nachahmen wollte, dann legte er eilig einen Verband an, nahm ohne ein Wort zu sagen, seinen Beutel auf, und bereitete sich, den Saal zu verlassen; Beville's Augen, die wie zwei Fackeln leuchteten, folgten allen seinen Bewegungen. „Nun Doktor?" fragte er mit zitternder Stimme. „Macht Euch zur Abreise bereit," antwortete kalt der Wundarzt und entfernte sich. „O! muß ich denn so jung sterben!" rief der unglückliche Beville, und ließ sein Haupt wieder auf das Bünd Stroh sinken, das ihm zum Kissen diente.

Georg forderte zu trinken, allein Niemand wollte ihm ein Glas Wasser reichen, aus Furcht, sein Ende zu beschleunigen. Sonderbare Menschlichkeit, welche nur die Leiden verlängert! In diesem Augenblicke trat la Noue und Hauptmann Dietrich mit mehreren andern Offizieren in den Saal, um die Verwundeten zu sehen. Beide standen vor Georg still, und la Noue, auf seinen Degen gestützt, betrachtete einen der beiden Brüder um den andern. Das lebhafte Gefühl welches ihm dieser traurige Anblick einflößte, malte sich in seinen Blicken. Eine Kürbisflasche, welche an der Seite des deutschen Haupt-

manns hing, zog Georg's Aufmerksamkeit auf sich. „Hauptmann," sagte er, „Ihr seyd ein alter Soldat . . ." „Jawohl, ein alter Soldat. Pulverrauch macht den Bart schneller ergrauend als Jahre. Ich bin der Hauptmann Haustein." „Sagt mir was würdet Ihr thun, wenn Ihr wie ich verwundet wäret?

Hauptmann Dietrich betrachtete einen Augenblick seine Wunden, wie ein Mann, der gewohnt ist, die Gefahr zu beurtheilen. — „Ich würde mich mit meinem Gewissen abfinden," und dann ein gutes Glas Rheinwein trinken, wenn eine Flasche in der Nähe zu finden wäre." „Nun und ich bitte nur um ein wenig von ihrem schlechten Rocheller Wein, und die Dummköpfe wollen mir keinen geben." Dietrich nahm seine Kürbisflasche ab, die von beträchtlichem Umfange war. „Was macht Ihr Hauptmann?" rief ein Soldat, der Arzt hatte gesagt, er würde auf der Stelle sterben, wenn er tränke." „Was thut's, so hat er doch noch eine kleine Freude vor dem Tode. Hier mein braver Krieger, es thut mir leid, keinen bessern Wein für Euch zu haben." „Ihr seyd ein Ehrenmann, Hauptmann Dietrich," sagte Georg, nachdem er getrunken. Dann reichte er die Flasche seinem Nachbar: „Und Du, mein armer Beville, willst Du mir Bescheid thun?" Beville schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„O!" rief Georg, „eine neue Pein! Was wollen sie mich nicht in Frieden sterben lassen?" Er sah einen Prediger mit der Bibel unter dem Arme sich nähern.

„Mein Sohn," fieng der Prediger an, „da Ihr . . ." „Genug, genug! Ich weiß, was Ihr sagen wollt, allein ihr verliert Eure Mühe ich bin katholisch." „Katholisch!" rief Beville. „So bist Du denn kein Atheist mehr?" „Ihr seyd aber," fuhr der Prediger fort, „früher in der reformirten Religion erzogen worden, und in diesem feyerlichen und schrecklichen Augenblicke, wo Ihr im Begriff steht, vor dem höchsten Richter unsrer Gesinnungen und Handlungen erscheinen . . ." „Ich bin katholisch, laßt mich in Ruhe." „Aber . . ." „Hauptmann Dietrich, habt Ihr kein Mitleid mit mir? Ihr habt mir schon einen großen Dienst erzeugt, ich bitte Euch um einen andern. Macht, daß ich in Ruhe, ohne Ermahnungen und Klagelieder, sterben kann." „Geht" sagte der Hauptmann zum Prediger; „Ihr seht, er ist nicht aufgelegt, Euch zu hören." La Noue gab dem Mönche ein Zeichen, der sich sogleich näherte. „Hier ist ein Priester von Eurer Religion," sagte er zu Georg; „wir wollen keinen Gewissenszwang auflegen." „Mönch oder Prediger, schickt sie alle zum Henker," antwortete der Verwundete.

Der Mönch und der Prediger standen an beiden Seiten des Bettes und schienen geneigt, sich um den Sterbenden zu streiten. „Dieser Offizier ist katholisch,“ sagte der Mönch. „Er ist aber in der protestantischen Religion geboren,“ versetzte der Prediger,“ und gehört mir an.“ „Er hat sich bekehrt.“ „Er will aber in dem Glauben seiner Väter sterben.“ „Beichtet, mein Sohn.“ Sagt Euer Glaubensbekenntniß mein Sohn.“ „Nichtwahr, ihr sterbt als ein guter Katholik?“ „Bringt diesen Abgesandten des Antichrists hinweg!“ rief der Prediger, der sich von der Mehrzahl der Anwesenden unterstützt hielt. Sogleich ergriff ein Soldat, ein eifriger Hugenott, den Mönch bei den Schnüren seiner Kutte und stieß ihn fort, indem er ausrief: „Fort von hier, mit dem Pfaffen! Man singt schon lange keine Messe mehr in la Rochelle.“

„Halt!“ sagte la Noue; wenn dieser Offizier zu beichten wünscht, so schwöre ich bei meiner Ehre, daß Niemand ihn daran verhindern soll.“ „Vielen Dank, Herr von la Noue . . .,“ sagte der Sterbende mit schwacher Stimme. „Ihr seyd alle Zeugen,“ unterbrach, der Mönch, „er will beichten.“ „Nein, zum Teufel!“ „Er will zum Glauben seiner Väter zurückkehren,“ rief der Prediger. „Nein laßt mich beide in Ruhe. Bin ich

denn schon todt, daß die Raben sich um meinen Leichnam streiten? ich glaube weder an Eure Messen noch an Eure Psalmen." „Er lästert!" riefen zugleich die beiden Priester der streitenden Kirche." Man muß doch an etwas glauben," sagte der Hauptmann Dietrich mit unzerstörbarer Ruhe. „Nein ich glaube an Nichts! so geht und laßt mich wie einen Hund sterben." „So stirb denn wie ein Hund!" sagte der Prediger, sich unwillig entfernend. Der Mönch machte das Zeichen des Kreuzes, und näherte sich Beville's Lager. La Noue und Mergy hielten den Prediger auf. „Noch einen letzten Versuch," sagte Mergy. „Habt Erbarmen mit ihm! Habt Erbarmen mit mir!" „Herr," sagte la Noue zu dem Sterbenden, glaubt den Worten eines alten Kriegers; die Rede eines Mannes, der sich Gott gewidmet, können auch die letzten Augenblicke eines Soldaten sanfter machen. Gebt nicht einer strafbaren Eitelkeit Gehör, und stürzt nicht einer Prahlerei wegen Eure Seele ins Verderben." „Herr," antwortete der Kapitain, „ich denke nicht heute zum Erstenmal an den Tod. Ich bedarf keines Menschen Ermahnung, um mich darauf vorzubereiten. Ich habe niemals geprahlt, allein in diesem Augenblick bin ich weniger als je aufgelegt, Alfanzereien anzuhören." Der Prediger zuckte die Achseln, la Noue seufzte. Beide ent-

fernten sich langsam mit gesenktem Haupte. „Kamerad,“ sagte Dietrich, „Ihr müßt höllisch leiden, um zu reden, wie Ihr thut?“ „Ja Hauptmann, ich leide höllisch! „So hoffe ich denn, daß Gott Euch Eure Worte vergeben wird, die Lästerungen sehr ähnlich sehen. Allein, wenn man eine Büchsenkugel im Leibe hat, so ist es beim Henker wohl erlaubt, ein wenig zu fluchen, um sich darüber zu trösten.“ Georg lächelte und nahm die Flasche. „Auf Eure Gesundheit, Hauptmann! Ihr seyd der beste Krankenwärter für einen verwundeten Soldaten.“ Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand. Hauptmann Dietrich drückte sie mit einigen Zeichen von Rührung. „Georg mein Freund,“ sagte Beville mit kläglicher Stimme. „So sprich doch mit mir. Wir werden sterben, es ist ein schrecklicher Augenblick . . . Du magst sagen, was Du willst, allein ich will als ein guter Katholik sterben. So laßt mich denn meine Beichte sagen, mein Vater, und helft mir ein, deun ich fürchte, ich habe sie ein wenig vergessen.“

Während er beichtete, trank Georg noch einen Schluck Wein, legte dann das Haupt auf sein hartes Kopfkissen und schloß die Augen. Er blieb mehr als eine Viertelstunde ruhig liegen. Dann kniff er die Lippen zusammen und schau-

derte, und stieß ein lautes Aechzen aus, das ihm der Schmerz entriß. Mergy, der glaubte, er gebe den Geist auf, schrie laut und hob ihm das Haupt auf. Der Kapitain öffnete die Augen. „Noch einmal?" sagte er ihn sanft zurückstoßend. „Ich bitte Dich, Bernhard, beruhige Dich." „Georg! Georg! und Du stirbst von meinen Händen!" „Was willst Du? ich bin nicht der erste Franzose, der von den Händen eines Bruders stirbt ... und glaube, ich werde nicht der letzte seyn. Ich habe nur mich allein anzuklagen ... Als der Herzog von Anjou mich aus dem Gefängniß befreit hatte, und mich mit sich nahm, hatte ich geschworen, meinen Degen nicht zu ziehen .. Als ich aber jenen armen Teufel, den Beville, so bedrängt sah, und das Geknalle der Büchsen hörte, so wollte ich die Sache zu nahe betrachten ..." Er schloß auf's Neue die Augen, und öffnete sie bald wieder: „Frau von Turgis hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß sie Dich noch immer liebe." Er lächelte sanft.

Dieß waren seine letzten Worte. Er starb nach einer Viertelstunde, ohne großes Leiden, wie es schien. Nach einigen Minuten gab auch Beville den Geist in den Armen des Mönches auf, der hernach versicherte, deutlich den freudigen Willkomm der Engel in den Lüften beim Empfange

der Seele des reuigen Sünders, so wie unter der Erde das triumphirende Heulen der Teufel gehört zu haben, welche Georg's Seele mit sich fortschleppten.

VIII.

Eine Seeräuber-Scene.

Der Kapitain des holländischen Kauffahrteischiffs „Frau Friderika" starb zu Kingston. Der Lieutenant Stein übernahm den Befehl desselben Es ging am 12ten April 1829 von Jamaika nach Holland unter Segel. Sieben Matrosen und zwei Passagiere befanden sich an Bord des Schiffes.

Die „Friederika" war auf dem Wege nach Havannah, wo sie noch eine Ladung einnehmen sollte, als sie am 20ten Abends einen Schooner bemerkte, der sie die Nacht hindurch verfolgte. Man war nur zwei Tagreisen von Cuba entfernt.

Am 21sten mit Tagesanbruch, als der Kommandant den Schooner noch bemerkte, vermuthete er, daß dieser ein Seeräuber sey, und spannte, um ihm zu entgehen, alle seine Segel auf. Aber der Schooner war ein noch besserer Segler. Gegen Mittag, als beide Schiffe nur

noch eine halbe Meile von einander entfernt waren, zog dieser letzte die Flagge von Buenos-Ayres auf, und that einen Kanonenschuß.

Die Brigg war nicht im Stande sich zu vertheidigen, glaubte sich aber unter holländischer Flagge gesichert. Sogleich schickte der Seeräuber eine mit dreißig Mann bewaffnete Schaluppe gegen das Kauffahrteischiff, das sich ihnen ergeben mußte und geplündert wurde. Umsonst baten die Holländer um ihr Leben. Sie wurden verspottet, und genöthigt, auf dem Brett zu laufen (walk the plank) d. h. mit verbundenen Augen, und eine Kanonenkugel an jedem Bein, auf einem Brett zu gehen, dessen Ende über Bord gehalten wird, und das überschlägt, sobald der Unglückliche es betritt. Auf diese Weise werden gewöhnlich die Gefangenen von den Seeräubern ertränkt.

Bei dieser Gelegenheit ereigneten sich einige sehr erschütternde Scenen. Zwei Seeräuber wollten einem holländischen Matrosen die Augen ausstechen. Dieser ergriff sie mit Gewalt, stürzte sich mit ihnen in's Meer, und ertränkte sie mit sich zu gleicher Zeit.

Der Lieutenant Stein und zwei Matrosen wurden schrecklich gemartert, und erst, als sie schon im Verscheiden waren, über Bord geworfen. Bei diesem Anblick flüchteten die übrigen Matro-

sen in die Kajüte, wo sie lange Messer ergriffen, und sich entschlossen zeigten, ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie vertheidigten sich bis sechs Uhr Abends, wo der Letzte unter der Uebermacht erlag.

Einer der Passagiere, Baptista von Havannah, hatte sich unter einer Schaluppe verborgen, und war allein noch am Leben, als ihn die Seeräuber bemerkten und hervorzogen. Schon wollte man ihn umbringen, als er sein Leben unter der Bedingung rettete, das Versteck anzuzeigen, wo eine bedeutende Summe Geldes verborgen sey. Man fand sie, und er wurde verschont. Drei Tage nachher wurde er auf der Küste von St. Antonio an's Land gesetzt, von wo er sich nach Havannah begab.

Kurz nachher wurden fünf Seeräuber eingebracht. Baptista erkannte unter ihnen zwei von denen, welche die Mannschaft der „Frau Friderika" ermordet hatten. Sie wurden vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

Anekdoten.

David, ein heftiger und streitsüchtiger Prälat, bekleidete das Bisthum Lausanne vom Jahr 827 bis zum Jahr 850. Mit den Bürgern von Moudon und mit andern Nachbarn mehr lebte er im im öfterm Streite und vielfältiger offener Fehde, deren eine ihm Verderben brachte. Als er nämlich einst bei einem Bauernhofe, unweit Anneth zwischen den zwei Seen von Neuenburg und Murthen, seinem alten Feinde, dem Freiherrn von Degerfeld, (ein nahe bei Zurzach in der Grafschaft Baden gelegenes Schloß), begegnete, fieng er, obgleich kürzlich erst ein Aussöhnungsvertrag zwischen ihnen geschlossen war, mit ihm Streit an. Der jähzornige Bischof zog sein Schwert, fiel über den Freiherrn her, und rannte ihm jenes durch den Leib, während ihn selbst das Schwert seines Gegners durchbohrte. Beide fielen am Rande eines Baches auf einen großen Stein nieder, der geraume Zeit Spuren ihres Blutes zeigte. Das alte Kirchenbuch von Lausanne hat die Grabschrift aufbehalten, die dem

Bischof gesetzt ward; sie ist in schlechten Versen und in barbarischen Latein, wie das Zeitalter es mit sich brachte, verfaßt und lautet, so treu als möglich übersetzt, also:

„Unter diesem Steine ruht David, der Bi„schof von Lausanne, welchen ein grausames Ende „traf, denn indem er seinen Feind tödtete, ward „er selbst getödtet . . Dem zwischen ihnen ge„schlossenen Frieden zu Trotz, fallen beide sich „einander wüthend an, mitten unter den sie be„gleitenden Soldaten, sie ziehen ihre Schwerter, „uud stürzen beide gleichzeitig todt nieder. Bald „nachher ward die Leiche des Bischofs aus dem „schlammichten Bache, mit Blut und Schwamm „bedeckt, herausgezogen und in einem kleinen „Nachen abgeführt. O unglücklicher Priester! „Dein trauriger Fall wird als ein denkwürdiges „Beispiel unvorgesehenen Unglücks noch in fernen „Jahrhunderten erzählt werden. Du selbst hast „Dich in's tödtende Schwert gestürzt, und Deine „vom gewaltsam vergossenem Blut befleckte Bi„schofsmütze bezeugt das gegen die heiligen Ord„nungen der Kirche verübte Verbrechen. O ihr „Chorherren Alle, seine Brüder! Ihr Wohlge„sinnten Alle, von welchem Alter, Stand nnd „Geschlecht Ihr seyn mögt, kommt ihm zu Hül„fe! Bittet, daß die Flammen der Hölle seine „Seele nicht verzehren! Bittet, daß der Herr

„ihn gnädiglich aus den Flammen rette, und „ihn in's herrliche Reich der Himmel aufnehme!“

Der große Widerstand, den die Einführung des gregorianischen Kalenders bei den Reformirten in der Schweiz fand, ist sattsam bekannt; die Graubündner insbesondere verwarfen ihn hartnäckig. Ein Landmann von Chur, wo man von dem Kalender nichts hören wollte, und ein Rathsherr von Uri, wo er angenommen ward, Beide friedfertigen Sinnes, trafen einst zusammen; sie bedauerten die aus der Neuerung zwischen guten Nachbarn veranlaßten Zwiste, und beriethen sich gutmüthig beim Glas Wein, wie die Trennung der Meynungen am Besten zu heben wäre. Der Unterschied der zwei Kalender betrug damals zehn Tage, und sie fanden, das sicherste Mittel, beide Theile zufrieden zu stellen, dürfte seyn, wenn Jeder dem Andern freundschaftlich auf halben Weg entgegenkommen, und Einer dem Andern fünf Tage abtreten würde. Den Vergleichs-Vorschlag wollte der Eine dem Rathe zu Chur, der Andere der Landsgemeinde von Uri eröffnen. Sie würden es auch ohne Zweifel gethan haben, hätte nicht ein Dritter, der ihrem Gespräch zuhörte, sie aufmerksam gemacht, daß, weit entfernt, die Schwierigkeit zu heben, diese viel-

mehr durch Aufstellung einer dritten Kalender-Gattung nur vermehrt würde.

Der französische Marschall Bassompiere war während seiner Gesandtschaft in der Schweiz öfters im Fall, den Tagsatzungen Eröffnungen zu machen, deren Berathung verschoben, oder, wie die diplomatische Sprache sich ausdrückt, ad referendum genommen wurde. Dies Referendum machte den Marschall bisweilen so übelgelaunt, daß er mit dem Fuße stampfte, und und auf seinem Zimmer derbe Flüche ausstieß. Nach der Rückkunft in Paris ward sein Kammerdiener gefragt: was die Schweizerherren, mit denen der Marschall Geschäfte hatte, für Leute seyen?

Es sind, antwortete dieser treuherzig, im Ganzen recht gute Leute; sie kamen fleißig zu meinem Herrn; es waren Bürgermeister, Schultheiße, Landammänner, Pannerherren, alles recht artige und umgängliche Leute . . nur der Teufels Referendum allein konnte sich mit meinem Herrn nie verstehen; gesehen habe ich ihn zwar nie, aber es muß ein kühner Bursche seyn, denn der Hr. Marschall mochte ihn gar nicht leiden, und hat oft bitter über ihn geklagt.

Als Ludwig XIV. sich eines Tages in der Schloßkapelle zu Versailles befand, und der Schweizer, welcher die Wache hatte, dem Schauspieler Armand den Eintritt verweigerte, drang dieser darauf eingelassen zu werden, indem er des Königs Barbier sey. „Gleichviel," — erwiederte der Schweizer. — „Er wird nicht eingelassen. Der König läßt sich den Bart nicht in der Schloßkapelle abnehmen; versteht er? — Toi pas entrer . . . Le Roi ne fait point son barbe dans son chapelle; entends — tu?"

Ein Thurgauischer Landmann hatte einen Hund seines Gerichtsherrn mit der Hellebarde erschlagen, und ward hierauf in's Schloß gerufen, um verhört zu werden. Auf die Frage des Edelmanns, warum er den Hund getödtet, antwortete Jener: „weil er mich beißen wollte." „Da durftest Du aber, erwiederte der Gerichtsherr, „das Eisen deiner Hellebarde nicht brauchen; Du konntest ihn mit dem Stiele abwehren." „Ho," rief herüber der Bauer aus: „das hätte ich wohl gethan, wenn er mit dem Schwanz hätte beißen wollen; aber er wies mir die Zähne."

Als die Schweden während des dreißigjährigen Krieges die Freigrafschaft (Franche-Comte be-

setzt hielten, kam eine Abtheilung ihres Heers, absichtlich oder durch Irrthum, über die Schweizergrenze in's Thal vom Lac-de-Jour, auf der Seite des Dorfes le Sentier; die Männer befanden sich, weil es Sonntag war, meist in der Kirche. Die Frau eines Landmanns, Jaques Mignot, der in einiger Entfernung vom Dorfe wohnte, ergriff, als sie fremde Soldaten kommen sah, unerschrocken eine Trommel, die in ihrem Hause aufbewahrt lag, und schlug gegen das Dorf hin eilend, den Generalmarsch. Die Schweden zogen sich, als sie diese Trommel hörten, zurück, und nahmen ein Pferd mit sich daß sie auf der Weide getroffen hatten. Einige in Eile versammelten Landleute verfolgten diese Verletzer der schweizerischen Neutralität; der Eigenthümer des Pferdes schoß auf seinen Reiter; aber statt seiner tödtete er das Pferd. Der Muth und die Geistesgegenwart der wackern Frau wurden belobt, und wie man versichert, auch belohnt. Ihr Sohn, Abraham Mignot, war der erste Verwalter des Armen-Sekels von Cheint; aus seiner Rechnung vom Jahre 1644 zeigt sich, daß dies Gemeinde-Armen-Gut damals 30 Gulden betrug; jetzt beträgt es über 14000. Franken.

Bei einem Ball, den der Herzog von Bourbon in seinem Hotel zu Paris gab, hatte

ein Schweizersoldat von Appenzell, der Schildwache stund, die Ordre, keine Maske einzulassen. Der Abbe l'Attaignant, durch die Rubinen seiner Riesennase wie durch seine hübschen Lieder in der Hauptstadt bekannt, trat in die Thür . . . „Die Maske weg," rief der Schweizer, indem er ihn abwehrte. — „Sieht er denn mein Gesicht nicht, guter Freund?" — „Freilich wohl," erwiederte der Schweizer, „aber die große Nase ist doch wohl nur Pappendeckel?" Zugleich greift er nach ihr, und als er findet, daß sie mit dem übrigen Gesichte genau zusammenhängt, wandte er sich im milderm Tone zum Abbe: „Verzeihen Sie, mein Herr! ich glaubte nicht, daß diese Nase Ihrem Gesichte angehören könnte. Spazieren Sie hinein."

Als ein mittelmäßiger Prediger unablässig mit seinen Händen über dem Kopf arbeitete, rief Piron: „Le voyez vous comme il se sauve à la nage?"

Voltaire wurde an den Barrieren von Paris gefragt, ob er nichts Verbot'nes einschwärze? — „Meine Herren," antwortete der Dichter: „In meinem Wagen ist keine Kontrebande, als — ich."

In einem alten Trauerspiel ist es Mitternacht auf der Bühne, die Sterne flimmern, und ein Ritter beginnt:

„Sprich, Sonne! Sahst du je solch' eine schöne Nacht?"

In der französischen Akademie sollt' entschieden werden, ob man Vulcan oder Vulcain sagen müsse. Chapelain behauptete: In Prosa heißt es Vulcan, in Versen Vulcain. — „In diesem Falle," erwiederte Racan, „müßte man uns in Prosa Chapelan, und in Versen Chapelain und Racain nennen."

Als Herr von Vivonne bei Tothnys über den Rhein ritt, und sein Pferd mitten im Fluß stolperte, rief er: „Laß doch einen Admiral nicht im süßen Wasser sterben!"

„Wenn ich was Gutes hätte, mein Bester! so würd' ich Sie zu Gaste bitten." — „Herr, flüsterte ihm sein Diener zu, Sie haben einen Kalbskopf."

In demselben Verlage ist ferner so eben erschienen:

Baur, Samuel, historische Memorabilien, Curiositäten und Raritäten aus alter und neuer Zeit. Ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch für alle Stände. 2 Theile. 8. fl. 5. 24 kr.

— — historisches Raritäten-Kabinet. 5r Band. 8. fl. 2. 42 kr.

Funke, J. G., neueste Jugendbibliothek. Eine Sammlung moralischer Erzählungen, Reisebeschreibungen, Biographien, Gedichte für das jugendliche Alter. 4 Bände. geh. fl. 4. —

Karrer, Dr., Ph. J., ausführliche historische Geographie für Kaufleute, Manufakturisten; Fabrikanten, Pharmacenten, Gewerbsmänner ꝛc. 1r Theil Einleitung und k. k. Oesterreichische Staaten enthaltend. 2te umgearb. Auflage. gr. 8.

Krämer, Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. geh. fl. 2. —

Walther, J. L. G., Erzählungen und Fabeln für die Jugend. 8. fl. 1. 12 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krämer, Georg <<von>>,

Erzählungen und Novellen

Bd.: 1

Augsburg (1831)

P.o.germ. 769 h-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113081-1